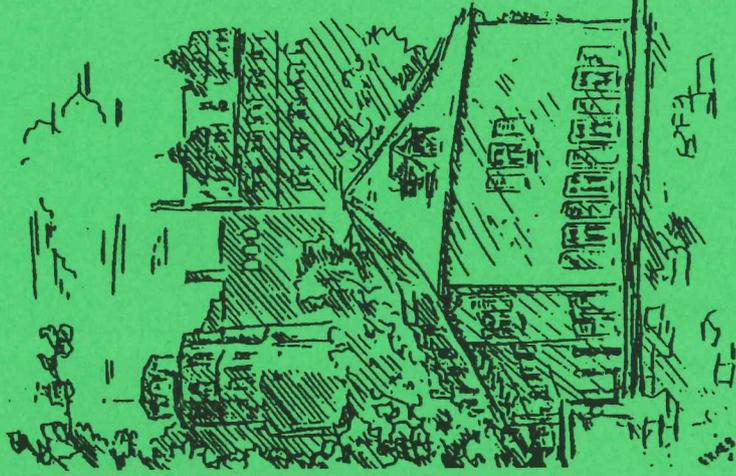

OECUMENICA

2002 14. Heft



Informationen und Beiträge für Mitglieder und Freunde

Freundeskreis Oekumenisches Studentenwohnheim Heidelberg e.V.

Liebe Mitglieder des Freundeskreises!

Einmal mehr ist die Adventszeit gekommen und mit ihr die Oecumenica 2002. Sie enthält – wie üblich – Aufsätze, eine Predigt, Berichte und Fotos. Darüberhinaus haben wir mehr persönlich geprägt Beiträge aufgenommen, angefangen von Reflexionen über das Heimleben von Bewohnern, die erst kürzlich das Heim verließen, weitergeführt mit einem Zeitungsbericht über einen Heimbewohner der Anfangszeit bis hin zu aktuellsten Veränderungen in manchen Lebensläufen.

Diese letzte (wiederaufgenommene) Rubrik lebt davon, daß die Mitglieder derartige Veränderungen in den eigenen Lebensläufen oder in denen anderer Mitglieder, um die sie wissen, der Redaktion mitteilen - schriftlich per Post an Karl Borrmann, per E-Mail an Bernd Günther.

Dasselbe gilt auch für die Mitgliederliste. Sie kann ihren Zweck nur dann erfüllen, wenn sie immer auf dem neuesten Stand ist.

Hier ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß sich im Jahr 2003 der Geburtstag des Gründers und ersten Ephorus des Heims, Herrn Professor Edmund Schlink, zum hundersten Mal jährt. Aus diesem Grunde wird eine Gedenkveranstaltung stattfinden, und zwar am Samstag, dem 19. Juli 2003, nachmittags, nachdem am Vormittag die Mitgliederversammlung abgehalten wurde. Herr Dr. Günther Gaßmann, ehemaliger Studienleiter, wird einen Vortrag mit dem Titel „Edmund Schlink – ein ökumenischer Pionier des 20. Jahrhunderts“ halten. Weitere Beiträge zur Gedenkveranstaltung sind sehr erwünscht, z.B Anekdotisches aus der Sicht der Studenten, der Doktoranden, der Assistenten, des Sekretariats. Man wende sich dazu bitte an unseren Vorsitzenden Helmut Zappe. Die Veranstaltung soll einen ungezwungenen Charakter haben. Am Abend davor haben wir vielleicht alle schon an den Feierlichkeiten im Rahmen des Sommerfestes des Studentenwohnheims zum Semesterabschluß mit Freude teilgenommen. Entsprechende Einladungen werden noch ergehen.

Wir wünschen Ihnen ein frohes Weihnachtsfest und ein friedvolles Jahr 2003.

*Ihre Redaktion
Karl Borrmann
Bernd Günther*

PS.: Es liegen Informationen zu „Heidelberg Alumni International“ bei, so daß man als ehemaliger Student auch zur ehemaligen *Alma Mater* Kontakt aufnehmen und Vergünstigungen in Anspruch nehmen kann.

IMPRESSUM

Herausgeber: Freundeskreis Oekumenisches
Studentenwohnheim Heidelberg e.V.

Redaktion: Karl Borrmann
Brunnengasse 15a
D-69493 Hirschberg
Tel. 06201-54115

Bernd Günther
brguenther@gmx.de

Postanschrift: Freundeskreis Oekumenisches
Studentenwohnheim Heidelberg e.V.
Plankengasse 3
D - 69117 Heidelberg

Konto-Nr. 17 76 22 - 750
Postbank Karlsruhe BLZ 660 100 75

Auflage: 190

Herstellung: Kornel Mierau GmbH, Solingen

Allen, die mit ihren Beiträgen in Wort und Bild bei dieser OECUMENICA mitgearbeitet haben, danken wir sehr herzlich.

Die Redaktion

Inhaltsverzeichnis

Inhalt	Seite
Wolf-Rüdiger Schmidt Blitzstart in die Moderne Vom Geheimnis des Sprechens und Denkens im Werden der Evolution	4
Christoph Schwöbel Auf dem Weg zu einer Gemeinschaft dialogischer Differenz Identität und Toleranz im Horizont religiöser Wahrheitsgewissheiten	10
Fernando Enns Predigt in der Predigtreihe „Protestantische Positionen“ in der Hospitalkirche Stuttgart (am 3. November 2002)	20
Fernando Enns Das Heidelberger „Oecumenicum“ - ein Haus zur Einübung in Toleranz Bericht zur Entwicklung des Hauses im Jahr 2002	24
Stefan Seidel Studienfahrt 2002 - „Alle in einem Boot?!“	28
Helmut A. Zappe Das Unternehmen ANTIBES - ein Stimmungsbild und ein Entschluss	34
Artur Gerwinat „Es gibt nichts Besseres, als dass der Mensch fröhlich sei bei seinem Tun.“	35
Stephan von Twardowski Das ökumenische Wohnheim, die wunderbare Brotvermehrung und die Menschen, die das Leben gemeinsam gestalten	38
Raphael Ndong Meine Erfahrungen im Ökumenikum	40
Reingard Braun Generationenverbindend: Das Leben im Ök bleibt eine „suuuper Zeit“!	41
Heinz-Georg Breuer Im Dunstkreis der Genome	48
BewohnerInnen des Ökumenischen Wohnheims im Sose 2002	50
BewohnerInnen des Ökumenischen Wohnheims im Wise 2002/03	51
Hausabende im Ökumenischen Wohnheim Sommersemester 2002	53
Hausabende im Ökumenischen Wohnheim Wintersemester 2002/03	54
Oikocredit - eine besondere Genossenschaft	55
Personalia	57
Mitglieder-Verzeichnis	58

BLITZSTART IN DIE MODERNE

Vom Geheimnis des Sprechens und Denkens im Werden der Evolution

von Wolf-Rüdiger Schmidt

Bis aus wilder tierischer Intelligenz in der langen Evolution des Lebens die Fähigkeit zu abstraktem, symbolischem Denken und zum Sprechen entstand, vergingen einige unvorstellbare hunderttausend Generationen. Vier bis sechs Millionen Jahre dauerte es, bis schließlich ein reflektierendes Ich-Bewußtsein seine ersten Spuren in der Geschichte hinterläßt. Zwei Millionen Jahre ist es nach heutigem Wissen her, dass der Affenmensch, *Australopithecus* genannt, bei zunehmender Trockenheit im ostafrikanischen Grabenbruch keinen hyperrobusten Kauapparat zum Verzehr abriebstarker Nahrung entwickelte, sondern einen neuen Weg der Evolution beschritt. Er beginnt sein Gehirn zu benutzen, um mit dem wachsenden klimatischen Druck fertig zu werden. Er stellt Werkzeuge her, erfindet einige Zeit später das Feuer, um Nahrung außerhalb des Körpers quasi vorzuverdauen, und entwickelt eine neue Art des Zusammenlebens, der Kooperation, des Paarungsverhaltens und der Kinderaufzucht. Man nennt dieses etwas andere Lebewesen schlicht „Mensch“; lateinisch „homo“, genauer „homo rudolfensis“ nach den ersten Fundorten am ostafrikanischen Rudolfsee. Und dann dauert es noch einmal zwei Millionen Jahre bis im Netzwerk der Evolution der anatomisch moderne Mensch auftaucht – vor etwa 150 000 Jahren. Auch er kam wieder aus Afrika, wie man heute einigermaßen sicher weiß.

Wer immer wieder überrascht und neugierig danach fragt, wie es schließlich zu einem so auffälligen Erdenwesen kam, das *wir* nun einmal sind, stößt unverweigerlich auf jene Zeit, die mit dem Verschwinden der Neandertaler verbunden ist. Der Typ Mensch, der jetzt ins Licht der menschheitsgeschichtlichen Öffentlichkeit tritt, wird nach seinem ersten Fundort in Frankreich als *Cro-Magnon-Mensch* bezeichnet. Mit einem gewaltigen Sprung verändert sich nun fast alles. Plötzlich tauchen um 40 000 vor unserer Zeit erste kunstvoll bearbeitete Werkzeuge aus Knochen und Elfenbein auf; man findet neue messerscharfe Geräte aus veränderten Abschlagstechniken und aufwendig und schöpferisch hergestellte Objekte wie Halsketten, Skulpturen, durchbohrte Tierzähne, Reliefs, Gravierungen – alles im Laufe weniger tausend Jahre entstanden.

Aber nicht nur bessere Werkzeuge und deren kreative Gestaltung machen das Gewicht der Veränderungen aus. Eher noch war es eine neue Art des Zusammenlebens und der sozialen Kommunikation, die jene Zeit charakterisieren. Man spricht von der *Geburt des symbolischen Denkens*. Die Welt wird quasi zum zweiten Mal in Zeichen und Zeichnungen verändert erschaffen. Der Mensch wird offensichtlich innerhalb weniger Jahrtausende fähig, Dinge und Ereignisse aus dem Kontinuum seiner sinnlichen Wahrnehmungen herauszunehmen, zu abstrahieren und in Sprache und künstlerischer Darstellung neu zusammenzustellen. Damit wird harte äußere Wirklichkeit in einer verdichteten und überschaubaren Weise sprachlich und bildlich neu wiedergegeben und handhabbar.

Der Tübinger Altmeister der Ur- und Frühgeschichte, Hansjürgen Müller-Beck, hat das breite Spektrum einer neuen und vor knapp 40 000 Jahren erstmals auftauchenden künstlerischen Betrachtung der Welt zusammengetragen.¹ Dabei stehen zunächst nicht die relativ späten und vielgerühmten genialen Höhlenzeichnungen aus dem südfranzösischen Lascaux und Altamira im Vordergrund, sondern die oft übersehenen frühen Reliefs und Skulpturen, zum Beispiel jene aus den Höhlen der Schwäbischen Alb. Zum ersten Mal macht sich der moderne Mensch auf, ein Mensch-Tier-Mischwesen darzustellen. Die 30 Zentimeter große Figur wird als „Löwengottheit“ aus dem Hohlestein-Stadel bezeichnet. Sie ist 32 000 Jahre alt und zeigt, dass damals bereits eine alles gestaltende Kraft und konzentrierte Denkfähigkeit den Menschen belebt haben muss. Auch ein frühes Elfenbeintäfelchen mit einem grüßenden Menschen wurde gefunden. Der Löwenmensch und der Grüßende, so glaubt Müller-Beck, dokumentieren „offenbar erstmals Erzählungsinhalte, die erkennbar in die Zone der über den Menschen hinaus reichenden Interpretation der Welt und damit in die religiöse Sphäre führen“²

Und dann natürlich Lascaux im südwestfranzösischen Tal des Perigord! In einer unterirdischen Höhle fanden Kinder 1940 hunderte von besterhaltenen Tierbildern an feuchten, dunklen Wänden. Über 2 000 weitere Darstellungen entdeckte man während der folgenden Jahre in anderen französischen Höhlen. Nur wenige sind heute zugänglich, denn die Atemluft der Besucher beginnt die großartigen Exemplare steinzeitlicher Kreativität bereits zu zerstören.

Wildpferde, Hirsche, Auerochsen in kühnem dynamischen Schwung, oft wie spontan gemalt, andere mit Kohle leicht vorgezeichnet, deuten darauf hin, dass die Höhlen eine ganz besondere Bedeutung für den Cro-Magnon-Menschen gehabt haben müssen. Gefragt wurde, ob sich diese Menschen mit der Kunst vielleicht in einen Trancezustand versetzten. Wurden an diesem Ort geheimnisvolle Rituale und Beschwörungen durchgeführt? Trotz vieler Vermutungen steht für Besucher wie Wissenschaftler etwa des Saals der Stiere zumindest eines fest: Die wunderbar dynamischen Darstellungen sind Ausdruck einer seelisch-geistigen Revolution! Der Cro-Magnon-Mensch selbst wird wie jeder Mensch, der nur wenige Generationen überschaut, keine Ahnung gehabt haben, dass er in einem großen Übergang lebt. Heute jedoch sehen wir, dass nur noch einmal in der Menschheitsgeschichte ein ähnlich dramatischer Umbruch stattfand. Es war die Zeit vor 10 000 Jahren, als die Jäger und Sammler in wenigen Generationen weltweit zu Ackerbauern und Viehzüchtern wurden.

Das Wissen von einem kurzen Leben und einem Unbekannten nach dem Tod

Auch die Einstellung zum Tod als Hinweis, dass Leben als kostbare, einmalige Gabe zu verstehen ist, wird sich mit den Cro-Magnon-Menschen tiefgreifend verändert haben. Die Fundamente unseres eigenen religiösen Verhältnisses zur Welt und zum Leben wurden damals bereits gelegt. Zwar konnte es bei den Neanderta-

¹ Müller-Beck, 2001

² A.a.O.S.74

lern auch Beerdigungen ihrer Verstorbenen geben. Aber *Homo sapiens sapiens* hat sich bald sehr viel intensiver und kreativer mit dem Tod und seinen Toten befasst.

Die ersten wirklich prunkvollen Beispiele frühmenschlicher Bestattungen finden sich im russischen Sunger. Man sieht das sorgfältig gebettete Skelett eines etwa 60-jährigen Mannes mit Armreifen, Halsketten und tausenden von Perlen auf einem Gewand. Hinter dem Begräbnis scheint eine Glaubensgemeinschaft mit rituellen Praktiken und genauen Vorstellungen von einem Leben über den Tod hinaus zu stehen. Eine der isolierten Zeichnungen in einem Höhlenschacht von Lascaux zeigt sogar das Sterben eines vogelköpfigen Mannes und einen Todesvogel, der später in der Geschichte der Menschheit immer wieder auftaucht. Müller-Beck erkennt in dieser Zeichnung „die erste bisher behauptete Darstellung des Sterbens selbst, jenes Überganges zwischen kurzem Leben und unbekanntem Tod“.³

Die erste Frage nach dem Staunen über den facettenreichen Quantensprung menschlicher Entwicklung lautet natürlich: Wie konnte es zu jenem einschneidenden Übergang vom unauffälligen, *anatomisch* modernen zum *kulturell* modernen Zeitgenossen letztlich kommen? Irgendwann im Zeitfenster zwischen 100 000 und den ersten künstlerischen Dokumenten um 40 000 muss sich so etwas wie ein Urknall ereignet haben. Denkbar wäre, dass Neandertaler und *Homo sapiens* voneinander gelernt haben und dass aus dieser Begegnung eine neue Kultur entstand. Der moderne Mensch brachte dazu ein lange bereits vorhandenes, verstecktes Potential mit, ohne dass sein kulturelles Wissen schon aktiviert war. An der Größe des Gehirns kann sein rascher Eintritt in die Weltgeschichte nicht gelegen haben.

Ein Störfall im Erbgut ?

Eine gentechnologisch aufgerüstete Zeit wie die unsrige lässt sich zur Beantwortung eines großen Menschheitsgeheimnisses wie der letzten Stufe der menschlichen Hirnentwicklung gerne eine Mutation in unserem Erbgut vortragen. Am besten wäre eine „Spontan-Mutation“, die nach Meinung des kalifornischen Archäologen Richard G. Klein dem modernen Menschen plötzlich einen gewaltigen Selektionsvorteil verschaffte. Das Spontan-Ereignis könnte sich kurz vor dem Auftreten des symbolischen Denkens, also vor der kreativen Kunstbefähigung des Cro Magnon vollzogen haben. In letzter Konsequenz wären also die heute knapp sieben Milliarden Menschen alle direkte Nachfolger einer Spontan-Mutation vor vielleicht 50 000 oder mehr Jahren. Soll so der Geist, das Denken, letztlich das reflektierende, zu Symbol und zur Religion fähige Potential des modernen Menschen wirklich in die Welt gekommen sein?

Thorwald Ewe berichtet in *bild der wissenschaft* (7, 2002) von einem seriösen britischen Wissenschaftler und Psychiater, der als Ursache für die rapide Veränderung des modernen Gehirns bis hin zur Sprachfähigkeit einen Störfall im Erbgut nachweisen will. Fälschlicherweise sei ein Stück vom X-Chromosom des Menschen auf ein Y-Chromosom kopiert worden. Aus der alten Bausteinabfolge der DNA konnte so ein neuer genetischer Befehl entstehen, was in der Genetik durchaus bekannt ist.

³A.a.O. S.78

Vorausgesetzt wird dabei stets der genetische Ursprung der besonderen menschlichen Sprachkompetenz. Warum sollte in der Tat die Evolution der Sprache nicht den gleichen Regeln folgen wie die Herausbildung anderer Fähigkeiten des Menschen? Der Linguist Noam Chomsky und sein Kollege Steven Pinker vertreten diese Sicht seit den 60er-Jahren. Chomsky sorgt seitdem für eine heftige Diskussion darüber, ob jedem Kind - anders als jedem anderen Lebewesen - von Geburt an eine Art Spracherwerbsapparat mit gegeben sei. Diese universelle Grammatik befähige jedes Kind, in kurzer Zeit jede Sprache einfach durch Hinhören auf die Sprache der Erwachsenen zu lernen. Wir bringen nach dieser Hypothese also die Grammatik bereits mit auf die Welt. Mittlerweile weiß man, dass es kein spezielles Sprachorgan gibt, sondern Sprache in einem Netzwerk unterschiedlicher Großhirnregionen gesteuert wird. Gegen Chomsky wurde eingewandt, dass die Sprachfähigkeit des Menschen prinzipiell im Gehirn von Menschenaffen eine Entsprechung haben müsste. Durch Umstrukturierung und Neuorganisation entstehen in der Evolution neue Potentiale und neue Befähigungen. Bei der Suche nach einem bestimmten Sprachgen des Menschen stießen nun in England vor einem Jahr Forscher auf das FOXP2 Gen, das sie bei einigen sprach- und besonders grammatikgestörten Patienten als Ausgang der Störung fanden. Offensichtlich hat dieses Gen eine Schlüsselfunktion bei der Regulierung anderer Gene. FOXP2 weicht an zwei entscheidenden Stellen von dem entsprechenden Gen bei Menschenaffen ab, was im August 2002 Svante Pääbo, Wolfgang Enard und andere der Öffentlichkeit in der Zeitschrift *nature* mitteilen konnten.⁴

Nach Berechnungen der Leipziger Gruppe muss sich das Sprachgen FOXP2 seit 200 000 Jahren besonders schnell ausgebreitet haben, was dem modernen Menschen gegenüber dem Neandertaler einen spezifischen Entwicklungsschub ver setzte. Ob der Nachweis von FoxP2 ausreichen wird, die neuen Fähigkeiten des modernen Menschen, sich selbst als Sprache und Bild gegenüber zu treten und Wirklichkeit in immer neuen Symbolen zu deuten, ist wohl kaum zu beantworten und wird von Genforschern möglicherweise zunächst als zu „philosophisch“ oder gar zu „spekulativ“ zurückgewiesen.

Die plötzliche Nutzung einer brachliegenden Begabung

Sehr viel grundsätzlicher versucht seit einiger Zeit Jan Tattersall das Problem, wie der moderne Mensch das abstrakte und symbolische Denken lernte, zu erörtern. Tattersall ist ein streng an Charles Darwin orientierter Evolutionsbiologe und variiert in zahlreichen Arbeiten gerne ein Grundthema, das ihm auch jetzt als Gerüst zur Erklärung von Innovationen der Menschheitsgeschichte dient: „Evolution“, hört man von ihm in unterschiedlicher Intensität, „lässt sich am besten als opportunistisch beschreiben. Es gibt nichts Zielgerichtetes und Zwangsläufiges im Evolutionsprozess“⁵. Auch die neuen geistigen Fähigkeiten, die so plötzlich mit dem Cro-Magnon-Menschen auftauchen, seien nicht zielgerichtet, nicht das Ergebnis langsam gesteigerter Leistungsfähigkeit, sondern die plötzliche Nutzbarmachung eines vorhandenen, brachliegenden Potentials. Insofern interessiert sich Tattersall

⁴on-line Ausgabe von nature vom 15.8.2002

⁵Tattersall, 2002, S.47

nicht für eine genetische Spontan-Mutation vor über 50 000 Jahren. Vielmehr habe erst die Neukombination bereits vorhandener Fähigkeiten den modernen Menschen geschaffen. Das klingt vertraut und erklärt zum Beispiel das lange Nebeneinander von Neandertalern und Cro-Magnons: Die Zeit zum großen Sprung war zunächst noch nicht reif, obwohl alles bereits zur Verfügung stand.

Dann aber ereignete sich „Emergenz“, meint Tattersall: „Aus mehreren Komponenten, die zufällig zusammen kommen, kann etwas grundsätzlich Neues, mitunter völlig Unerwartetes, entstehen.“⁶ Eine Evolutionsbiologie, die programmatisch fast alles aus dem zufälligen Spiel von Mutation, Selektion und Anpassung bis hin zu den biologischen Wurzeln kultureller und geistiger Phänomene zu erklären weiß, scheint mit der Entstehung des abstrakten symbolischen Denkens an eine Grenze zu stoßen. Es gäbe keinerlei Indizien, sagt Tattersall, „dass die Fähigkeit zum abstrakten Denken das Endergebnis einer langsamen Entwicklung war, wie man sie bei einer Selektion im darwinischen Sinne erwarten würde“⁷. Das macht ratlos.

Mit der Vorstellung von einer Emergenz als entscheidender Triebkraft der Evolution greift der Biologe zu einem neuen, grenzüberschreitenden Erklärungsmodell. Hiernach ist das Nichtableitbare, Unerwartete und dynamisch Offene, wie es die Entstehung des Lebens oder auch die des reflektierenden, abstrakten und symbolischen Denkens darstellt, in kleinsten, nicht linearen Instabilitäten kurz vor dem Ungleichgewicht eines Systems begründet und stellt die Welt und das Leben nicht als Zufallsspiel eines erklärbaren und durchschaubaren Mechanismus dar, sondern als *offenen Prozess in der Zeit*: Ein Prozess, der zwischen Vorhersagbarkeit und Zufall angesiedelt ist, zwischen vorgegebenen festen Rhythmen und neuen Strukturen, die sich unberechenbar bilden. Tattersall geht soweit nicht, aber eine Grenzüberschreitung des Biologischen zur Erklärung des symbolischen, abstrakten Denkens scheint er bewusst zu vollziehen.

Eine Sonderstellung des Menschen im Reich der Tiere ?

Die entscheidende Neuerung, die zu dem Quantensprung der menschlichen Entwicklung führte, ist unverkennbar die Sprache: Denken setzt Sprache voraus und bildet Sprache. Unsere Kreativität beruht darauf, dass wir für die Welt der Dinge und Beziehungen Symbole sprachlich zu schaffen vermögen. Die Entstehung der Sprache habe mithin wahrscheinlich nichts mit *Anpassung* im klassischen Sinne zu tun, sagt der Evolutionsbiologe, auch wenn sie sich dann als äußerst vorteilhaft erweist.

Mit der Besonderheit der Sprache und des symbolischen Denkens kehrt durch die Hintertür das wieder zurück, was vor dem Haus programmatisch von vielen Vertretern der Evolutionsbiologie mit einigem Recht zurückgewiesen wird: Der Mensch habe *keine* Sonderstellung im Reich der Tiere. Mehr noch: Selbst die Sprachfähigkeit sei bei unseren nächsten Verwandten bereits vorhanden, nur die stimmliche Sprechfähigkeit scheitere an anatomischen Barrieren. Natürlich ist die Basis zum

⁶ Tattersall, 2002, S.47

⁷ A.a.O. S.61

Sprechen anatomisch bereits lange vor *Homo sapiens sapiens* angelegt. Selbst die Fossilfunde gut erhaltener Schädel erlauben die Rekonstruktion eines Lautbildungsapparates.

Und doch gab es den Quantensprung in der Menschheitsgeschichte erst danach: die auffällige Fähigkeit zu einer bestimmten Art des Denkens und der Weltbetrachtung, die Wörter und Zahlen, Bilder, Modelle und Skulpturen gebraucht. Nicht zuletzt die Begabung des Menschen, sich im Kontext von Leben und Tod, in einem größeren Zusammenhang zu reflektieren, entsteht erst mit der symbolischen Sprache.

Wo die Initialzündung zu diesem Urknall liegt, muss weiterhin wohl unbeantwortet bleiben. Ob es ein genetisches Ereignis war, wie der Sprachforscher Derek Bickerton in seinem Buch *Language and Species* meint, oder eine aktive Ausprägung des Sprachgens FoxP2, Emergenz, Neukombination oder nur eine verbesserte Eiweißernährung – es muss etwas Unvorhersehbares geschehen sein: „Ein Großteil unserer Geschichte“, fasst der Anthropologe und Evolutionsbiologe Tattersall ein wenig resigniert zusammen, „war eine Abfolge von glücklichen Zufällen. Die Natur hat niemals beabsichtigt, uns in die dominierende Stellung innerhalb des Organismusreiches zu befördern, in der wir uns – warum auch immer – heute befinden.“⁸

„Warum auch immer“ – irgendwann musste es dem denkenden Menschen dann doch auffallen, dass er mit seiner dominierenden Stellung eine besondere Chance hat. Irgendwann hatte er einige Erklärungen sich selbst und der Welt dafür nachzuliefern. Spätestens seit dem Übergang von einem zwei Millionen Jahre lang erprobten und bewährten Jäger- und Sammlerdasein zum Ackerbauern und Viehzüchter hat der moderne Mensch diese Chancen extensiv genutzt. Das begann vor gerade mal 10 000 Jahren.

Ausschnitt aus dem Buch

Der Schimpanse im Menschen – das gottebenbildliche Tier, von Wolf-Rüdiger Schmidt, Gütersloh 2003

Das Buch versucht, unser heutiges Wissen vom Menschen, seine Herkunft aus dem Reich der Tiere, seine überraschend große Nähe zu den Menschenaffen, insbesondere den Schimpansen, in Verbindung zu bringen mit unserem alltäglichen Bild vom Menschen: seiner einmaligen Würde, seiner Sonderstellung, seiner Einzigartigkeit, ja der „Gottebenbildlichkeit“, wie sie in der jüdisch-christlichen Sicht seit 3000 Jahren vertreten wird. Das Buch erscheint in diesen Tagen in der neuen, von Wolf-Rüdiger Schmidt herausgegebenen Reihe **Unser Kosmos – unser Leben**, in der als erster Band **Günter Altner, Charles Darwin und die Dynamik der Schöpfung** veröffentlicht wurde.

⁸A.a.O. S.63

Auf dem Weg zu einer Gemeinschaft dialogischer Differenz

Identität und Toleranz im Horizont religiöser Wahrheitsgewissheiten

Christoph Schwöbel

1. Religiös-weltanschaulicher Pluralismus: Der Ernstfall der Toleranz

Das Gebot der Toleranz, verstanden als die Forderung, fremde Überzeugungen zu ertragen, die Differenz zwischen dem Eigenem und dem Fremden auszuhalten und dafür einzutreten, dass auch die fremde Überzeugung mit dem gleichen Recht vertreten werden darf wie die eigene, stellt sich in der Situation des religiös-weltanschaulichen Pluralismus in radikaler Form. Als religiös-weltanschaulicher Pluralismus kann die Situation einer Gesellschaft bezeichnet werden, in der unterschiedliche religiöse und weltanschauliche Basisorientierungen in Koexistenz und auch in Konkurrenz existieren. Der Pluralismus der Religionen und Weltanschauungen ist in vielen Ländern der Erde am Beginn des 21. Jahrhunderts eine alltägliche Erfahrung. Die Vielfalt der Lebensorientierungen und Lebensstile begegnet uns in allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens. Die Kultur der Gesellschaft ist vom Zusammenspiel unterschiedlicher Kulturen bestimmt, die Gesellschaft wird zu einem Komplex unterschiedlicher Gemeinschaften. Kulturelle, weltanschauliche und religiöse Vielfalt begegnet nicht mehr vorrangig außerhalb der Grenzen der Gesellschaft, sondern innerhalb ihrer Grenzen in den konkreten Situationen des Zusammenlebens. Der ferne Fremde ist zum Nachbarn geworden. Es gibt darum kein klar bestimmtes Verhältnis einer Mehrheit zu einer Anzahl von Minderheiten, vielmehr erscheint die Gesellschaft als Ort der Begegnung grösserer oder kleinerer Minderheiten, in der jede Mehrheit im Konsens der Minderheiten gewonnen werden muss. Übereinstimmung über die grundlegenden Wertorientierungen kann nicht mehr vorausgesetzt werden, vielmehr muss jede Orientierungsfrage in allen Bereichen des Lebens neu ausgehandelt werden.

In Europa ist diese Situation das Ergebnis einer langen Geschichte von Pluralisierungsprozessen, die mit der Reformation begann. In der Reformation traten an die Stelle der einen allumfassenden christlichen Kirche, zwei Kirchen, zwei Religionen, wie man im 16. Jh. sagte. Der Pluralisierungsimpuls setzte sich in den protestantischen Kirchen fort, die von Anfang an als Pluralität auftraten und sich durch Spaltungen und Unionen ausbreiteten. Die Erfahrung der Religionskriege demonstrierte das destruktive Potential einer für territoriale Machtinteressen instrumentalisierten Religion und machte die Frage der Toleranz zu einer Lebensbedingung sowohl für das Zusammenleben von Gesellschaften unterschiedlicher konfessioneller Prägung als auch für das Zusammenleben in einer konfessionell pluralen Gesellschaft. Die Toleranzkonzepte, die vor dem Hintergrund dieser Erfahrung entwickelt wurden, gehen von einem die Gesellschaft zusammenhaltenden Fundamentalkonsens in religiösen und ethischen Überzeugungen aus. Auf der Basis dieses Fundamen-

talkonsenses kann der religiöse Dissens toleriert werden, solange er auf den Bereich der privaten Religionsausübung beschränkt wird und die Basis des gesellschaftlichen Lebens nicht in Frage stellt. Die Trennung zwischen allgemeinen Fundamentalkonsens, die den gesellschaftlichen Konsens beschreiben, und den besonderen religiösen Überzeugungen führte in der Konsequenz dazu, dass die Grundlagen des Staatslebens nicht mehr religiös bestimmt wurden, nachdem die aufklärerische Vernunft als die Begründung des Allgemeinkonsenses in Anspruch genommen wurde. Die Trennung von Kirche und Staat, die sich in dieser Unterscheidung schon anzeigt, leitete so die weltanschauliche Neutralität des Staates und die Privatisierung der Religion ein. In Nordamerika ist diese Trennung nicht der Schlusspunkt eines langen geschichtlichen Differenzierungsprozesses, sondern die in der Verfassung festgeschriebene Grundbedingung eines pluralistischen Staatswesens. Die Religionsgeschichte Nordamerikas zeigt allerdings, dass die Relegation des Religiösen in den Bereich des Privaten die öffentliche Wirksamkeit religiöser Überzeugungen gerade nicht einschränkt. Vielmehr wirken religiöse Überzeugungen im Rahmen der religiösen Neutralität des Staates aus dem privaten Bereich in den öffentlichen Bereich hinein. Die Freigabe aus den Bindungen staatlicher Institutionen erscheint so als Bedingung und nicht als Hindernis ihrer öffentlichen Wirksamkeit.

Der Pluralismus, der in Europa seit 1918 das politische System durch den politischen Pluralismus der Parteien bestimmt, hat sich im 20. Jahrhundert auf alle Bereiche des Lebens ausgedehnt. Die Versuche der antipluralistischen Ideologien des Nationalsozialismus und des Staatssozialismus, das gesellschaftliche Leben auf eine einheitliche und für alle Gesellschaftsmitglieder verpflichtende weltanschauliche Grundlage zu stellen, haben nicht nur die zerstörerischen Konsequenzen eines weltanschaulichen Totalitarismus demonstriert, die mit der Vielfalt der religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen auch die Toleranz aufhebt. Durch ihr Scheitern haben sie neue und radikalere Pluralisierungsprozesse freigesetzt.

Die Migrationsbewegungen im letzten Drittel des 20. Jh., die Millionen von Menschen aus Gründen wirtschaftlicher Not, politischer Unterdrückung, ethnischer Verfolgung oder geschlechtsspezifischer Diskriminierung in Länder brachte, in denen sie sich Freiheit von Unterdrückung, wirtschaftliche Überlebenschancen und kulturelle Entfaltungsmöglichkeiten versprochen, führten zu einer Intensivierung des religiös-weltanschaulichen Pluralismus. Konfrontiert mit den faktischen Integrationsanforderungen der Einwanderungsgesellschaften ist für viele Immigranten die verstärkte Rückbesinnung auf die eigenen kulturellen und religiösen Traditionen ein entscheidendes Element der Identitätsbewahrung. Diese äußeren Faktoren der Pluralisierung entfalten ihre volle Wirksamkeit im Zusammenspiel mit den inneren Pluralisierungsfaktoren. In ihrem kumulativen Effekt machen sie die Frage der Gewinnung und Bewahrung von Identität und die Frage der persönlichen und gesellschaftlichen Toleranz zu einem Kernthema pluralistischer Gesellschaften.

Die Situation des religiös-weltanschaulichen Pluralismus konfrontiert alle Mitglieder der Gesellschaft mit der Frage der persönlichen Identität und der Identität der sozialen Gruppe, der sie angehören. Die Begegnung mit dem fremden Anderen, sei es die andere Person, sei es die andere Gruppe wirft die Frage nach der eigenen Identität auf. Die Frage „Wer bin ich?“ radikalisiert sich zum zentralen Lebenspro-

blem, wenn sie nicht mehr durch den Verweis auf die selbstverständliche Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe beantwortet werden kann. Die Frage „Wer sind wir?“ radikalisiert sich angesichts der Begegnung mit anderen sozialen Gruppen, die eine andere, fremde soziale Identität repräsentieren. Die Frage der Identität hat auch eine religiöse oder weltanschauliche Tiefendimension. Sie zielt auf das, was Menschen in den unterschiedlichen sozialen Rollen, die sie spielen müssen, in den Funktionen, die sie im gesellschaftlichen Leben wahrnehmen, als Grund und Ziel ihres Daseins in Anspruch nehmen. Ebenso definieren soziale Gruppen ihren Zusammenhalt durch die in ihnen geteilten Grundüberzeugungen. Umgekehrt haben religiöse und weltanschauliche Überzeugungen immer einen tiefgreifenden Einfluss auf die Frage der Identität entfaltet, weil sie die Frage der Identität im Horizont von Basisüberzeugungen über Grund, Sinn und Ziel des menschlichen Daseins beantworten und in den religiösen Traditionen, im Mythos, im Kultus und im Ritus Institutionen der Identitätsvergewisserung anbieten. Darum bedienen sich politische Ideologien, die auf Identitätssicherung abzielen wie z.B. der Nationalismus, des Repertoires religiöser Ausdrucksmittel – vom Mythos bis zum Kult.

Die Frage der Toleranz des Anderen steht stets im Zusammenhang mit der Frage der eigenen Identität. Auch sie stellt sich in besonders radikaler Form im Blick auf religiöse und weltanschauliche Überzeugungen. Die Geschichte des Toleranzproblems tritt darum mit besonderer Deutlichkeit in der Religionsgeschichte hervor. Die Geschichte der Toleranz ist die Geschichte der Religionsfreiheit. Die radikalste Herausforderung der eigenen Identität ist die Konfrontation mit fremden Glaubensüberzeugungen, die die Grundlagen der eigenen Identität in Frage stellen. Die Frage der Toleranz begegnet darum in der schärfsten Form in Bezug auf die Toleranz fremder religiöser Überzeugungen und fremder Religionsgemeinschaften. Allerdings zeigt sich hier auch die Dialektik von Identität und Toleranz. Intoleranz ist in der Regel nicht ein Zeichen einer gefestigten sozialen oder persönlichen Identität, sondern das Symptom einer Identitätskrise, die durch die radikale Ablehnung des fremden Anderen bewältigt werden soll. Umgekehrt setzt die Tugend der Toleranz eine Identität voraus, die sich ihrer selbst so gewiss ist, dass sie die Identität des Anderen respektiert und ihre Entfaltung toleriert.

Die Situation des religiös-weltanschaulichen Pluralismus bringt darum eine zweifache Herausforderung mit sich. Auf der einen Seite sind pluralistische Gesellschaften darauf angewiesen, dass in ihnen Toleranz gegenüber dem Anderen geübt wird. Auf der anderen Seite ist dies nur möglich, wenn es in pluralistischen Gesellschaften Möglichkeiten der Identitätsgewinnung und Identitätsvergewisserung gibt, die zur Ausbildung von stabilen, toleranzfähigen Identitäten beitragen. Identitätsbildung und Bildung zur Toleranz bedingen sich gegenseitig. Den Kirchen und Religionsgemeinschaften kommt dabei eine besondere Verantwortung zu. In ihnen muss sich beides vollziehen: die Ausbildung von Identitäten, die die Begegnung mit dem Anderen nicht als Bedrohung der eigenen Identität fürchten müssen, und die Bildung zur Toleranz, die den Anderen als Anderen respektiert.

Die Verantwortung der Kirchen und Religionsgemeinschaften ist darum nie nur eine Verantwortung für sich selbst, sondern auch für die Erhaltung und Pflege der gesellschaftlichen Strukturen, in denen freie Identitätsbildung und verantwortliche Praxis der Toleranz möglich sind. Die Grenzen der Toleranz sind immer dort er-

reicht, wo die Bedingungen der Praxis von Toleranz von einzelnen oder von Gruppen der Gesellschaft zerstört werden. Die Form von Toleranz, die von allen gesellschaftlichen Gruppen und allen Mitgliedern einer Gesellschaft unbedingt gefordert werden muss, ist darum die Toleranz gegenüber den Gesellschaftsstrukturen, die die Ausübung von Toleranz ermöglichen, d.h. Toleranz gegenüber der Verfassung und ihrer gesellschaftlichen Verwirklichung. Diese Wechselbeziehung lässt sich auch positiv formulieren: Je mehr Toleranz innerhalb eines Gesellschaftssystems geübt wird und je mehr Möglichkeiten sich in ihm zur eigenen Identitätsbildung und Identitätsvergewisserung bieten, desto mehr wächst die positive Identifikation mit dieser Gesellschaft, ihren Rechtsgrundlagen und ihren Institutionen.

In religiös-weltanschaulich pluralistischen Gesellschaften herrscht ein dialogischer Imperativ. Der Dialog der Religionen und Weltanschauungen ist nicht eine Option, auf die auch verzichtet werden könnte, sondern die Bedingung des Überlebens einer pluralistischen Gesellschaft. Nur im Dialog können die handlungsleitenden Gewissheiten und Überzeugungen der einzelnen Gesellschaftsglieder und der gesellschaftlichen Gruppen in der Gesellschaft transparent gemacht werden. Und nur so können die Faktoren, die die Entscheidungsfindungsprozesse einer Gesellschaft bestimmen, für sie transparent werden. Der Dialog ist sowohl eine Vorbedingung von Toleranz als auch ihre wichtigste Vollzugsform. Toleriert werden kann nur das bekannte Fremde, das unbekannte Fremde bleibt bedrohlich und kann nicht toleriert werden. Es ist schon ein entscheidender Schritt in der Praxis der Toleranz, den Anderen zur Sprache kommen zu lassen und ihm die Darstellung seiner Überzeugungen selbst zu ermöglichen. Ebenso ist es ein entscheidender Schritt in der Ausbildung der eigenen Identität, diese nicht nur in der eigenen Gemeinschaft, sondern gegenüber anderen zu präsentieren, indem die Überzeugungen, die das eigene Verhalten prägen, offen gelegt werden. Die öffentliche Vertretung im Dialog ist eine Bedingung für die vertretbare Identität, die Toleranz gewährt und Toleranz fordert. Der Dialog, gerade der Dialog der religiös-weltanschaulichen Basisüberzeugungen, ist der Weg zur Einsicht in die Wechselseitigkeit der Toleranz, die wechselseitige Anerkennung ermöglicht.

2. Globalisierung: Identitätskrisen durch aufgezwungene Toleranz?

Die Globalisierung, die weltweite Vernetzung des Globus durch elektronische Kommunikationssysteme und die dadurch ermöglichte globale wirtschaftliche und politische Interaktion, ist am Anfang des 21. Jahrhunderts der neue Kontext, in dem sich die Frage von Identität und Toleranz stellt. In der Diskussion über die Globalisierung lassen sich zwei Phasen unterscheiden, von denen die erste die positiven Potentiale der Globalisierung betont, die zweite sich auf die negativen Konsequenzen der Globalisierung konzentriert. Der Januskopf der Globalisierung, ihre Ambivalenz von Segen oder Fluch, ist dadurch in den Vordergrund der Aufmerksamkeit getreten. Das gilt besonders auch für die Fragen von Identität und Toleranz.

Es ist wohl richtig, dass Globalisierung zunächst ein Kommunikationsphänomen ist. Die elektronischen Kommunikationsmedien haben alle Orte dieser Erde poten-

tiell in einer kommunikativen Gleichzeitigkeit zusammenwachsen lassen. Räumliche Distanz spielt im elektronischen Weltdorf keine Rolle mehr. Dadurch haben sich wirtschaftliche Handlungsmöglichkeiten eröffnet, die den Globus zu einem universalen Marktplatz werden lassen. Produktion und Konsumption können im Weltmaßstab arrangiert werden. Die „global players“ unter den Wirtschaftsunternehmen haben diese Chance schnell erkannt und ihre Produkte haben eine globale Omnipräsenz erreicht, die vordem nur Göttern und Dämonen vorbehalten waren.

Diese rasant verlaufende Entwicklung hat viele Fragen aufgeworfen: Haben auf Nationalstaaten aufbauende Regierungssysteme noch genügend politische Steuerungsmöglichkeiten in der globalisierten Situation? Oder haben sich die faktischen Gestaltungsmöglichkeiten von den Regierungen zu den global operierenden Wirtschaftsunternehmen verschoben? Welche politische und gesellschaftliche Verantwortung kommt damit auch den Wirtschaftsunternehmen zu, denen auch im wohlverstandenen Eigeninteresse an einer Pflege der gesellschaftlichen Verhältnisse gelegen sein muss? Bietet das auf Verträgen zwischen den Nationalstaaten aufbauende Völkerrecht hinreichende Rechtssicherheit in der globalen Situation? Welche Rolle werden Nichtregierungsorganisationen spielen, die auf internationaler Basis operieren? Können unsere kulturellen Verständigungsmöglichkeiten mit der Ausweitung des Kommunikationsnetzes Schritt halten? Oder wird es globale Kommunikation ohne wirkliche Verständigung geben?

Klar ist jedenfalls, dass die Inklusion im Netzwerk globaler Kommunikation eine scharfe Exklusion für alle bedeutet, die vom Zugang zu den Kommunikationsmedien ausgeschlossen sind. Ausschluss von den Kommunikationsmedien bedeutet Ausschluss von allen Möglichkeiten der Partizipation am globalen Austausch von Waren, Gütern und Dienstleistungen, Ausschluss vor allem von den Möglichkeiten der Mitgestaltung der eigenen Lebenssituation. Kommunikationsausschluss ist zugleich immer Ausschluss von bestehenden Bildungschancen. Könnte es sein, dass ganze Volksgruppen und Gesellschaften auf diese Weise in der Situation der Globalisierung alle aktiven Gestaltungsmöglichkeiten verlieren und zu Opfern des Globalisierungsprozesses werden? Ausschluss von den Kommunikationsmöglichkeiten ist im Zeitalter der Globalisierung die radikalste Form der Armut, die alle anderen Formen der Armut nach sich zieht.

Klar ist ebenso, dass die Allgegenwart von Gebrauchsgütern der westlichen Welt in vielen nicht-westlichen Gesellschaften als ein Zeichen der kulturellen Überfremdung empfunden werden muss, die eine radikale Infragestellung der eigenen Identität bedeutet. Was bleibt von der eigenen kulturellen Identität, wenn die Symbole einer fremden kulturellen Identität allgegenwärtig werden? Wenn die Situation der Globalisierung schon in den europäischen und nordamerikanischen Gesellschaften, die sie als vorläufigen Höhepunkt einer langen Geschichte der Modernisierung erfahren, Identitätskrisen auslösen, wie muss sie dann in Gesellschaften erfahren werden, die an diesem Modernisierungsprozess erst einige Jahrzehnte lang teilhaben. Globalisierung bedeutet eine so dramatische Beschleunigung der Modernisierungsprozesse, dass die Geschwindigkeit der Anpassung an die neuen Verhältnisse ebenso dramatisch zurückbleiben muss.

Betrachten wir die Globalisierung unter der Fragestellung nach dem Verhältnis von Toleranz und Identität, erscheint es aus der Perspektive der nicht-westlichen Kulturen so, als werde von ihnen Toleranz gegenüber dem wirtschaftlichen Vordringen des Westens gefordert, das zugleich die Symbole westlicher Kultur zur kulturellen Leitwährung der nicht-westlichen Kulturen macht. Die erzwungene Toleranz führt zum Gefühl einer massiven Identitätsbedrohung, die sich im Protest gegen die Globalisierung äußert. Radikale Intoleranz – von dem Versuch der vollständigen Selbstabschließung bis zur terroristischen Gewalt – kann so zur Folge der erzwungenen Toleranz werden. Verselbstständigt sich diese Dynamik, ist es nicht auszuschließen, dass es Tendenzen gibt, die auf einen Konflikt der Kulturen hinauslaufen.

Allerdings entgeht auch der Protest gegen die Globalisierung nicht dem Muster der Globalisierung. Globalisierungskritik ist genauso global wie die Globalisierung selbst. In der Konsequenz führt das zu einer Globalisierung der Intoleranz. Greift die Globalisierungskritik zum Mittel terroristischer Gewalt – und das scheint zumindest ein Aspekt des Terroranschlags vom 11. September zu sein – stellt sie auch eine globale terroristische Bedrohung dar. Wie kann ihr langfristig begegnet werden? Die Globalisierung kann nicht zurückgenommen werden. Wie aber kann sie so gestaltet werden, dass sie durch die erzwungene Toleranz nicht in immer tiefere Identitätskrisen führt, die sich wieder in radikaler Intoleranz äußert? Die Konzepte zur „global governance“ werden sich auch daran messen lassen müssen, welche Antworten sie auf diese Frage bereithalten.

3. Die Religionen im Spannungsfeld von Säkularismus und Fundamentalismus

Die Religionen sind von der Globalisierung und ihren Folgen sehr weitgehend betroffen. Betrachtet man die Religionsgeschichte, so erscheint etwa das Christentum als missionarische Religion von Anfang an auf globale Ausbreitung ausgerichtet. Religionen, die sich ursprünglich kaum als missionarische Religionen verstanden haben wie etwa der Hinduismus, bilden durch den Kontakt mit dem Christentum und seiner Mission missionarische Impulse aus und zielen dann ebenso auf globale Ausbreitung.

Unter dem Druck der Globalisierung als der weltweiten Ausbreitung der Modernisierung hat sich in vielen Religionen eine neue und hochbrisante Dialektik von Säkularismus und Fundamentalismus ausgeprägt. Der Begriff „Fundamentalismus“ – das sollte nicht vergessen werden – begann seine Karriere als Selbstbezeichnung christlicher Gruppen, die sich im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert gegen die Infragestellung christlicher Glaubenswahrheiten durch die historische Kritik und die darwinistische Evolutionstheorie zur Wehr setzten. Als Antwort auf diese Bedrohung stellten sie „five fundamentals“ auf, die sie für unaufgebbare Positionen des christlichen Glaubens erklärten. Der erste Punkt, die Behauptung der Irrtumslosigkeit der Bibel, ist die Begründung aller weiteren (der Jungfrauengeburt, des stellvertretenden Sühnopfers, der leiblichen Auferstehung und der Wiederkunft Christi). Auch in der Übertragung auf andere Religionen wie den Islam und das Judentum behält der Fundamentalismus seine weg entscheidenden Kennzeichen. Funda-

mentalismus ist immer eine Reaktion auf eine befürchtete Identitätsbedrohung – zumeist in der Gestalt des Säkularismus, der religiöse Wahrheitsansprüche zu unterminieren und eine Zerstörung der religiösen Kultur mit sich zu bringen scheint. Bei dieser Reaktion übernimmt der Fundamentalismus die Agenda der säkularistischen Religionskritik und kehrt sie um. Die angegriffenen Aspekte der eigenen Religion werden zu „identity markers“ der wahren Religion umstilisiert. Darum nennt der christliche Fundamentalismus die Irrtumslosigkeit der Bibel als ersten Fundamentpunkt, zählt aber z.B. die christliche Trinitätslehre überhaupt nicht unter die Fundamentpunkte des Christentums. So erklärt sich, warum im islamischen Fundamentalismus das Tragen des Schleiers von Frauen als „identity marker“ fungiert, obwohl es wohl kaum zu den fünf Säulen des Islam zu rechnen ist. Das als Bedrohung erfahrene Fortschreiten des Säkularismus, das als Relativierung aller religiösen Wahrheitsansprüche und damit als akute Identitätsbedrohung erfahren wird, bringt die fundamentalistische Reaktion hervor. Dadurch aber führt der Fundamentalismus zu einer Verzerrung der Religion, die er verteidigen will. Die Aspekte der Religionspraxis oder der Glaubenslehre, die im Fundamentalismus für fundamental erklärt werden, weil sie in der Abwehr der säkularistischen Herausforderung als „identity markers“ fungieren, sind mit den Maßstäben der religiösen Tradition gemessen kaum als fundamental zu bezeichnen.

Die fundamentalistische Reaktion auf die als Identitätsbedrohung erfahrene Globalisierung macht sich darum gerade an den Punkten fest, die einen maximalen Kontrast zur Überfremdung mit westlichen Kulturwerten darstellen. Das Tragen von Bärten für Männer oder von Ganzkörperschleiern für Frauen wird so zum Fanal der Identitätsbehauptung gegen den westlichen Kultureinfluss. Dem religiösen Fundamentalismus ist kaum zu begegnen, indem man ihm die in dem Universalitätsanspruch der aufklärerischen Vernunft begründeten Menschenrechte entgegenhält. Das muss – zumindest aus der Perspektive der Fundamentalisten – als Konfrontation des religiösen Fundamentalismus mit einem säkularen Fundamentalismus erscheinen, der selbst als Aspekt der kulturellen Entfremdung durch den Säkularismus des Westens verstanden wird. Die Therapie des Fundamentalismus kann nur auf dem Boden der religiösen Tradition selbst erfolgen. Allein hier liegen die Ressourcen, die für Fundamentalisten eine solche Autorität besitzen sollten, dass sie zu einer Selbstkorrektur der fundamentalistischen Position führen können.

Theologisch interpretiert ist Fundamentalismus ein Phänomen deplazierter Fundamentalität. Am Beispiel der christlichen Fundamentalismus lässt sich das schnell deutlich machen. Die Bibel ist Zeugnis und Medium der Offenbarung Gottes, nicht die Offenbarung selbst. Sie hat ihre Autorität nicht als irrtumsloses Buch (das brächte die christliche Auffassung der islamischen Sicht des Qur'an sehr nahe), sondern als Zeugnis und Instrument der Selbsterschließung der Wahrheit Gottes. Christliche Glaubensbekenntnisse sind darum Bekenntnisse des Glaubens an den dreieinigen Gott, nicht Bekenntnisse des Glaubens an ein Buch. Weiterhin ist aus christlicher Sicht nicht der Glaube an die Bibel die Voraussetzung für den Glauben an Jesus Christus. Vielmehr ist die Offenbarung Gottes in Israel und in Jesus Christus der Grund für die Bedeutung der Bibel als Zeugnis von dieser Offenbarung. Die fundamentalistische Verzerrung des christlichen Glaubens kann insofern nur aus der Perspektive des christlichen Glaubens korrigiert werden. Nicht weniger Religi-

on ist der Schlüssel zur Korrektur des Fundamentalismus – mehr Säkularisierung würde nur weitere Schübe des Fundamentalismus auslösen –, sondern mehr Religion; nicht weniger Theologie, sondern bessere Theologie kann zur Therapie des Fundamentalismus beitragen.

Analoges lässt sich für den Islam zeigen. Die Gründe für die fundamentalistische Verzerrung des Islam bei den Taliban in Afghanistan und anderer fundamentalistischer muslimischen Gruppen sind nach Meinung von Kennern des Islam jedenfalls zum Teil in der schlechten Ausbildung ihrer Theologen zu suchen. Wo die Religion als Ausdruck des Protestes gegen den Säkularismus und als Bastion der Identitätsbewahrung gegen die kulturelle Entfremdung in der Situation der Globalisierung durch den Fundamentalismus gebraucht wird, hilft keine erneute Säkularisierung, sondern nur die Vertiefung der religiösen Identität durch ihre Rückbindung an die Quellen der religiösen Tradition. Erst durch die vertiefte Konfrontation mit dem Reichtum der religiösen Traditionen lässt sich der Fundamentalismus als verarmtes Zerrbild der Religion, als Spiegelbild des Säkularismus im Medium der Religion, erkennen.

4. Toleranz aus Glauben

Die Geschichte des Toleranzgedankens in den Religionen kann dazu beitragen, die religiösen Hindernisse der Toleranz, aber auch ihre religiösen Wurzeln aufzudecken. Diese Geschichte ist durchaus ambivalent, denn alle Religionen, die im Kontext etablierter religiöser Traditionen entstanden, mussten zunächst um Toleranz für ihre eigene Identität werben, bevor sie – nach ihrer Durchsetzung als dominante religiöse Tradition – mit der Frage konfrontiert wurden, ob und wie sie Toleranz für andere religiöse Lebensorientierungen gewähren können. Die Problematik der Geschichte des Toleranzbegriffs in der Neuzeit, der in der Kritik an den Ansprüchen religiöser Traditionen formuliert wurde, ist darin zu sehen, dass die Forderung der Toleranz eine Relativierung des religiösen Wahrheitsbewusstseins zu beinhalten scheint, die eine Schwächung religiöser Identität nach sich zieht. Gerade diese Schwächung religiöser Identität führt im Gegenzug zur fundamentalistischen Affirmation des Religiösen als Intoleranz gegenüber allen anderen religiösen und weltanschaulichen Orientierungen. Ein Ausweg aus diesem Dilemma, in dem die Forderung der Toleranz zur Intoleranz führt, ließe sich nur finden, wenn Toleranz im religiösen Wahrheitsbewusstsein selbst, im Herzen religiöser Identität begründet werden könnte. Gibt es religiöse Wurzeln der Toleranz, Begründungen der Toleranz, die in der religiösen Identität wurzeln und darum nicht als ihre Infragestellung erscheinen müssen?

Im Rahmen der christlichen Theologie lässt sich eine solche Begründung aus dem Charakter des christlichen Glaubens selbst entfalten. Der Glaube ist nach christlichem Verständnis keine menschliche Leistung, sondern die kontingent geschenkte Gewissheit über die Wahrheit der Christusbotschaft. Diese Gewissheit kann nicht hergestellt werden, weder von den Glaubenden selbst, noch von anderen. Sie muss für den Menschen unverfügbar erschlossen werden. Glaube wird geschenkt, nicht gemacht. Diese Auffassung vom Zustandekommen religiöser Gewissheit gilt nach christlicher Auffassung nicht nur für Christen, sondern für alle Menschen, und sie gilt nicht nur die Konstitution von Glaubensgewissheit, sondern für alle Gewiss-

heit. Hier liegt die Begründung der Gewissensfreiheit, die in der Reformation im Protest gegen die Ansprüche kirchlicher und weltlicher Herrschaft auf Gewissensbindung an bestehende Lehre profiliert wurde. Die Einsicht in die Konstitution der eigenen Glaubensgewissheit, die Einsicht in die Freiheit des Gewissens auf Grund der Unverfügbarkeit der Gewissensbindung, ist aus der Perspektive des christlichen Glaubens die Grundlage der Toleranz anderer religiöser Glaubensüberzeugungen. Nach Auffassung des christlichen Glaubens ist es ein Implikat der Wahrheit der Begründung der Glaubens in der Unverfügbarkeit der Selbsterschließung Gottes, dass sie für alle Menschen und für alle Gewissheiten gilt. Andere Glaubensüberzeugungen sind darum zu tolerieren, weil sie nach dem Zeugnis der Angehörigen anderer Religionen ebenso nicht das Produkt menschlicher Erkenntnisbemühung, sondern einer transzendenten Erschließungserfahrung sind.

Die Begründung der Toleranz in der Einsicht in die Konstitution der eigenen Glaubensgewissheit, also auf dem Boden der eigenen religiösen Identität, unterscheidet sich radikal von der relativistischen Nivellierung aller religiösen Wahrheitsansprüche. Der Relativismus erweist sich nur scheinbar als Weg zur Toleranz, insofern er allen religiösen Wahrheitsansprüchen bestenfalls eine partielle Einsicht in die Wahrheit zugesteht und somit die Schwäche ihrer Einsicht, die Unvollkommenheit ihrer Wahrheitserkenntnis, als Basis der Toleranz erklärt. Zugleich aber erweist sich der Relativismus selbst als unfähig zur Toleranz, weil er für sein eigene Dogma „Alle Wahrheitsansprüche sind relativ“ absolute Gültigkeit beansprucht und den Negation des relativistischen Credos gerade nicht toleriert. Der Relativismus beansprucht für die eigene Position exklusive Gültigkeit, bestreitet sie aber jeder anderen Position: Das ist die klassische Haltung der Intoleranz. Toleranz als die aktive Toleranz des Erduldens eines anderen Wahrheitsanspruches, als Anerkennung des Rechtes des Anderen auf Vertretung seiner Wahrheitsgewissheit, wird nur dort möglich, wo sie in der eigenen Wahrheitsgewissheit begründet ist. Das Tolerieren des anderen Glaubens ist nur möglich als Toleranz aus Glauben. Damit kommt aber auch die Reziprozität der Toleranz in den Blick, in der die Praxis der Toleranz zur Begründung stabiler Beziehung zwischen unterschiedlichen Wahrheitsüberzeugungen wird. Nur wo gegenüber der Gewissheit des Anderen Toleranz gewährt wird, kann auch für die eigene Gewissheit Toleranz erwartet werden. Während die erzwungene Toleranz zur Intoleranz führt, enthält die gewährte Toleranz für den Anderen, die Einladung an den Anderen, auch selbst Toleranz zu gewähren.

Diese Begründung der Toleranz in die Konstitution der eigenen Glaubensgewissheit, christlich theologisch gesprochen: in der Erfahrung der unverfügbaren Gabe des Glaubens, in der Gewissensfreiheit der eigenen Überzeugung, die gegenüber der Überzeugung des Anderen nur um den Preis der Infragestellung der eigenen Gewissheit verweigert werden kann, enthält aber auch eine klare Einsicht in die Grenzen der Toleranz. Nicht toleriert werden kann jeder Versuch, in die Gewissensfreiheit einzugreifen, sei es durch ihre Bestreitung oder sei es durch den Versuch, die Gewissheitsbildung selbst aktiv zu inszenieren. Der gemeinsame Nenner aller totalitären Ideologien besteht darin, dass sie sowohl versuchen, Gewissheiten zu schaffen, als auch die Freiheit des Gewissens, die in der Gewissheit der eigenen Einsicht begründet ist, in seiner Geltung zu beschränken.

Ist diese Form der Begründung der Toleranz in der Einsicht in die Konstitution der eigenen Glaubensgewissheit, die es ermöglicht, Toleranz aus Glauben zu üben, eine abstrakte, idealtypische Konstruktion, die an den harten Realitäten des geschichtlichen und gesellschaftlichen Lebens scheitert und an der Wirklichkeit religiöser Intoleranz zerschellen muss? Auf den ersten Blick scheint der resignative Zynismus der Intoleranz gegenüber dem Versuch, Toleranz in der religiösen Identität zu begründen, Recht zu behalten. Es gibt allerdings auch Gegenerfahrungen, die dafür sprechen, die Chancen der Toleranz nicht von vornherein zu negieren. Blickt man zurück auf die europäische Geschichte der Neuzeit, die durch blutige Religionskriege zwischen unterschiedlichen christlichen Religionsgemeinschaften charakterisiert ist, erweist sich die ökumenische Verständigung zwischen den christlichen Kirchen im 20. Jahrhundert als vielleicht bescheidener, aber authentischer Fortschritt der religiösen Toleranz. Motiviert durch die Erfahrung zweier Weltkriege, in denen Christen auf beiden Seiten der Front kämpften, hat die ökumenische Bewegung Möglichkeiten der Verständigung und der gegenseitigen Toleranz der christlichen Kirchen eröffnet, die im Rückblick auf die Geschichte der Religionskriege und gewaltsamen innerchristlichen Auseinandersetzungen, durchaus Grund zur Hoffnung geben.

Zugleich hat die Einsicht in das Versagen der christlichen Kirchen angesichts des Holocausts zum Bewusstsein einer in der Gemeinschaft der verschiedenen christlichen Konfessionen gemeinsam zu tragenden Verantwortung im Einsatz für eine gerechte Friedensordnung der Toleranz und der Anerkennung geführt. Gerade die Fortschritte der ökumenischen Verständigung und die Einsicht in die gemeinsame Verantwortung lassen die weiterbestehenden gewaltsamen Konflikte zwischen christlichen Gruppen und die weiterbestehende Gefährdung gerechter und friedlicher Lebensverhältnisse in der Auseinandersetzung von Konfessionen, Religionen und Ethnien als besonders schmerzlich erscheinen. Diese Erfahrung negiert nicht die Aufgabe weitergehender ökumenischer Verständigung und ökumenischer Verantwortung im Einsatz für eine gerechte Friedensordnung, sondern macht sie noch dringlicher. In ihren bescheidenen Ergebnissen ist die ökumenische Verständigung ein Gegenmodell zur relativistischen Nivellierung religiöser Wahrheitsansprüche als Bedingung der Toleranz, weil die ökumenische Verständigung Toleranz und gegenseitige Anerkennung in der versöhnten Verschiedenheit der Wahrheitsüberzeugungen begründet. Die religiöse Identität kann so als Bedingung der Toleranz begriffen werden, die gewährte Toleranz als Voraussetzung für die Pflege der religiösen Identität. Wie weit dieses Modell, das sich in der Verständigung der christlichen Konfessionen bewährt hat, auch auf die Verständigung zwischen unterschiedlichen Religionen angewandt werden kann, kann nicht vorab entschieden werden. Es erscheint zumindest als Alternative gegenüber dem Versuch der Befriedung der Religionen durch Relativierung ihrer Wahrheitsansprüche, der bisher vor allem neue Intoleranz hervorgerufen hat. Vor diesem Hintergrund erweist sich die ökumenische Verständigung der Kirchen zur Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Verantwortung als ein bescheidener, aber realistischer Beitrag der christlichen Kirchen zur Befriedung des Konflikts der Kulturen und als ein kleiner, aber realer Schritt auf dem Weg zu einer Gemeinschaft dialogischer Differenz.

PREDIGT von Fernando Enns

in der Predigtreihe „Protestantische Positionen“ in der Hospitalkirche Stuttgart (am 3. November 2002)

Text: 2Kor 5:17-21

Liebe Gemeinde,

Ist es nicht herrlich, Protestant zu sein? In der vergangenen Woche haben wir den Reformationstag gefeiert. Und wir erinnerten uns an den kräftigen Thesenanschlag Luthers im Jahr 1517. Ein mutiger Mann: „hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir“. Endlich einer, der Position bezieht; der, angesteckt von der Wahrheit des Evangeliums, laut und öffentlich „Nein“ sagt: gegen die Verfälschung der evangelischen Lehre, gegen die Ausbeutung der armen Gläubigen, gegen die korrupten Machtansprüche einer Kirche, die - statt den Armen zu helfen - eine große Peterskirche in Rom baut. Zu all dem ein öffentliches „Nein!“

Was passieren kann, wenn einer das wagt, das feiern wir als die Reformation: ein gesellschaftlicher Umsturz, einer Revolution gleich, die Geschichte in einer Weise verändernd und beeinflussend, die kein Mensch für möglich hielt, nicht einmal Luther selbst. Ja, es ist herrlich in dieser Tradition zu stehen, sich seiner Wurzeln in eben diesem 16. Jahrhundert zu vergewissern und sich die Botschaft von der Rechtfertigung *sola fide* - allein durch den Glauben - wieder gesagt sein zu lassen. Ihr könnt nichts tun. Gott tut alles - aus freier Liebe zu seinen Menschen, *sola gratia*, allein aus Gnaden. Durch Christus ist das geschehen. Nicht die Kirche kann uns durch einen Ablasshandel befreien, nicht unsere guten Werke, nein, Christus nimmt die Sünden von uns und befreit zu einem Leben in der Freiheit der Nachfolge Jesu. *Solus Christus!*

Ich bin wirklich froh, in dieser Tradition zu stehen, oder einfacher: Christ zu sein! Denn all das sind ja keine Erfindungen der Reformation. Es sind Wiederentdeckungen jener Wahrheit der biblischen Zeugnisse, die durch die Jahrhunderte verschüttet waren, eigentlich seit die Kirche den engen Bund mit der Macht schloss: die konstantinische Wende. Kirche nicht mehr als verfolgte, dann geduldete Religion unter vielen, sondern Staatsreligion, die seither an der Macht teil hatte. Sicher, es gab auch im „dunklen Mittelalter“ immer wieder erleuchtete Christen, durch die diese Wahrheit hervor schien. Denken Sie an Franz von Assisi, an Hildegard von Bingen. Aber *die Kirche* der Öffentlichkeit war das nicht. Die trug schon durch ihr protziges Äußeres und ihre ängstlichen Versuche, jede selbstkritische Infragestellung im Keim zu ersticken zur weiteren Verdunkelung der Jahrhunderte bei. Erinnern wir uns: was da ins Rollen kam mit der Reformation ist einmalig, unvorhersehbar, gerade weil Menschen am Anfang standen, die nicht sich selbst ins Rampenlicht der Öffentlichkeit rücken wollten, sondern die Wahrheit der biblischen Botschaft. Luther würde heute nicht in eine selbstdarstellerische Talk-Show drängen, allein um kirchliche Präsenz in der Öffentlichkeit zu sichern oder um auf irgendwelche zugesicherten Senderechte aus Kirchenverträgen zu pochen. Er würde auch heute wohl seine Thesen in der Öffentlichkeit präsentieren, allein um der befreienden Botschaft willen, um der Wahrheit willen. Es muss ihm damals klar gewesen sein, dass ihm das einen Riesenärger einbringen würde.

Einer der zentralen Texte im Neuen Testament, an denen diese evangelische Wahrheit wiederentdeckt werden konnte, steht im 2. Korintherbrief und fasst die Botschaft in unnachahmbarer Dichte zusammen. Wenn ich zusammenfassen sollte, was nach meinem Verständnis christlicher Glaube aus protestantischer Perspektive ist, ich würde wohl diesen Text zitieren: 2Kor 5: (Übersetzung nach M. Luther)

17 (Darum:) Ist jemand in Christus,
so ist er eine neue Kreatur;
das Alte ist vergangen,
siehe, Neues ist geworden.

18 Aber das alles von Gott,
der uns mit sich selber versöhnt hat
durch Christus
und uns das Amt gegeben,
das die Versöhnung predigt.

19 Denn Gott war in Christus
und versöhnte die Welt mit sich selber
und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu
und hat unter uns aufgerichtet
das Wort von der Versöhnung.

20 So sind wir nun Botschafter an Christi Statt,
denn Gott ermahnt durch uns;
so bitten wir nun an Christi Statt:
Lasst euch versöhnen mit Gott!

21 Denn er hat den,
der von keiner Sünde wusste,
für uns zur Sünde gemacht,
damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden,
die vor Gott gilt.

Da ist alles gesagt, was zu sagen ist. In Christus sind wir nicht mehr die Alten! Denn in Christus ist das Wort von der Versöhnung unter uns aufgerichtet. In einzigartiger Weise hat Gott seinen Menschen hier eine Versöhnung beschert, ohne dass diese etwas dazu tun müssten. All die Sünden und Heucheleien, all der Kleinglaube auch: weg! Weil Gottes Gerechtigkeit nach den Regeln der Barmherzigkeit und der Gnade funktioniert. Für uns unvorstellbar, nur im Glauben zu erfassen.

Liebe Gemeinde, diese Wahrheit hat allerdings nicht bei allen Protestanten zu solch freimütigem Bekennermut geführt wie bei Luther. Sie hat die protestantischen Christen allmählich auch eingeschlafert. Wenn wir doch nichts tun können, sondern alles schon getan ist in Christus, dann können wir es uns eben auch sehr bequem machen hier auf Erden. Es kommt ja nicht auf unser Wollen und Vollbringen an, nicht wahr? Jeder Versuch, die Welt zu verbessern kann auch etwas belächelt werden: noch immer nicht kapiert? Nicht wir können das Reich Gottes auf Erden herstellen, sondern es ist ja alles schon passiert. - Das ist die große Tragik der reformatorischen Erkenntnisse. Sie werden eben völlig missverstanden, wenn sie

aus ihrem historischen Gegenüber zur mittelalterlichen Kirche getrennt werden. Natürlich, die Aussagen sind heute genau so wahr wie damals: *sola fide, sola gratia, solus Christus*. Aber daraus ergäben sich heute andere Thesen als 1517, weil *wir* ein völlig anderes Gegenüber haben. Die römisch-katholische Kirche ist schon längst nicht mehr die Negativfolie, auf der wir unsere Identität abbilden könnten. Durch die ökumenische Zusammenarbeit haben wir ihre Mitglieder längst als unsere Schwestern und Brüder erkannt.

Unser Gegenüber ist eine Gesellschaft, die sich von der Botschaft „solus Christus“ überhaupt nicht berührt sieht. Und wenn es sich bei uns darauf beschränkt, jeden Sonntag gesagt zu bekommen, dass wir gar nichts tun können, dann bleibt's eben auch dabei: ein wenig überzeugendes Christentum, das versucht, durch Feiertage die Erinnerung an große historische Ereignisse der Vergangenheit wach zu halten, einem Museum gleich. - Wer weiß, vielleicht würde der gute Luther seine Thesen heute an *unsere* Kirchentür schlagen und *uns* ermahnen, zum Streit um die Wahrheit aufzufen.

Vielleicht würde er uns an diese Stelle bei Paulus erinnern: dass uns das Amt gegeben ist, „das die Versöhnung predigt“, „So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt *durch uns*; so bitten wir nun *an Christi statt*: Lasst Euch versöhnen mit Gott.“ Ursprünglich sagt Paulus dies über sich und sein Amt, aber nun ist es das Amt - im Griechischen: das „Diakonat“ - der Kirche! Und die Kirche ist nicht der Bischof oder der Pfarrer/die Pfarrerin, nein, alle Kirchenmitglieder: Sie und ich, das Priestertum aller Gläubigen. Daher nützt es auch nichts, über „die Kirche“ zu schimpfen, denn da sind immer wir gemeint. *Uns* ist das Amt der Versöhnung gegeben, *wir* sind Botschafter an Christi statt.

Na, da ist es mit der Ruhe aber vorbei. Da wird es nichts mit der kirchlichen Kuschelecke, in der allein vom *sola gratia* wohlwollend und einlullend die Rede ist. Das Amt, das die Versöhnung predigt, ist uns eben auch gegeben.

Ich schlage Ihnen drei Thesen vor, über die wir streiten können. Nichts anderes waren die im 16. Jh. ganz üblichen Thesenanschlüge, die zu öffentlichen Disputationen einluden:

1. „Wir bitten an Christi statt: Lasst Euch versöhnen mit Gott!“ Wir bitten Euch, die Regierungen der Welt und insbesondere der USA, lasst ab von einem Angriffskrieg gegen den Irak! Als Botschafter Christi sagen wir den Botschaftern der Regierungen: mit uns ist kein Krieg zu machen. Wir können gar nicht anders. Uns ist das Töten schlechthin unmöglich, und das Gebot der Feindesliebe aufgetragen. Solus Christus! Rücksichtslose Diktatoren und Terroristen, die sich nicht scheuen, Menschenleben auszulöschen, erkennen wir als unsere Feinde - das ist klar. Aber die Weisung Jesu ist uns ebenso klar: dass wir eben diese lieben sollen. Daher können wir nur gegen einen Krieg sein, der wiederum weitere zivile Menschenleben zerstören würde; und daher werden wir auf die Einhaltung der Menschenrechte pochen, auch wenn es um die Verfolgung von Terroristen geht. Gewalt löst keine Konflikte, sondern würde auch uns wiederum in den Teufelskreis von immer neuer Gewalt führen. Daher werden wir uns überall dort engagieren, wo nach gewaltfreien Alternativen gesucht wird, um Konflikte zu lösen: in unseren Schulen, in unserer Stadt,

in unseren Familien und unseren Kirchengemeinden. Deshalb haben wir auch die ökumenische Dekade zur Überwindung von Gewalt initiiert: Kirchen auf der ganzen Welt haben sich verpflichtet, in diesem ersten Jahrzehnt des 21. Jhs. für gewaltfreie Versöhnung einzutreten und Gewalt in all seinen Formen zu überwinden zu trachten. - Haben Sie in Ihrer Gemeinde schon einmal ein Training in gewaltfreier Aktion durchgeführt?

2. „Wir bitten an Christi statt: Lasst Euch versöhnen mit Gott!“ Wir bitten Euch, alle Deutschen, lasst Euch versöhnen mit den Ausländern, auch und gerade den Muslimen, die hier leben. Als Botschafter an Christi statt sagen wir den Fremden in unserem Land: seid uns willkommen. Wir freuen uns, dass ihr hier seid. Wir laden Euch ein, Euch einzubringen in dieser Gesellschaft, so wie ihr seid. Baut Euch Moscheen, denn gerade wir, die Protestanten in diesem Land, stehen für die Gewissensfreiheit auch in Glaubensfragen. Wir laden Euch ein, unsere Nachbarn zu sein. Weil wir glauben, dass Gott unter uns aufgerichtet hat das Wort von der Versöhnung. Wir glauben, dass alle Menschen nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind. Und weil wir Ausländerfeindlichkeit und Rassismus entgegnetreten wollen, laden wir Euch in unsere Häuser ein. Dazu haben wir, christliche Kirchen in Deutschland (ACK), eine Initiative gestartet: „Lade Deinen Nachbarn ein“. Wir wollen Euch kennenlernen, nicht um Euch zu missionieren, sondern um in guter Nachbarschaft zu leben. Wir wollen von Euch lernen und Euch auch von uns erzählen. Ein interreligiöser Dialog - ganz praktisch gelebt. - Haben Sie in Ihrem Haus schon einmal eine muslimische Familie zu Gast gehabt?

3. „Wir bitten an Christi statt: Lasst Euch versöhnen mit Gott!“ Wir bitten Euch, lasst Euch versöhnen mit den Menschen, die Mangel leiden - in Eurem eigenen Land wie auch in anderen Ländern. Wir protestantische Christen glauben, dass jedem Menschen - aufgrund des *sola gratia* - eine Menschenwürde zugesprochen ist - von Gott. Diese kann ihm nicht genommen werden. So viele Menschen leben in unwürdigen Verhältnissen, jeden Tag sterben zig Tausende, weil sie einfach nicht genug zu essen haben. Dass wir im Wohlstand leben, haben wir letztlich nicht „verdient“, so wie andere nicht „verdient“ haben, in Armut zu leben. Als Botschafter an Christi statt werden wir unseren politisch Verantwortlichen sagen: Ihr sollt nicht nur Sorge für unser reiches Land tragen, nicht eine Festung Europa bauen, sondern Eure Politik so gestalten, dass letztlich alle Menschen die Chance zum Überleben haben. Wir als Kirche engagieren uns z.B. in der Kampagne zum Schuldenerlass für die ärmsten Länder, denn die Schulden sind eine Geisel, die jede Anstrengung zur Entwicklung im Keim ersticken lässt. Sie erinnern sich: „Erlassjahr 2000“. Das geht weiter! Wir werden unsere Produkte, so weit es geht, aus dem gerechten Handel beziehen, auch wenn sie für uns teurer sind. Und wir werden jedem Geschwätz entgegnetreten, dass uns erklären will, wir müssten nun aber zuerst auf uns selbst achten, *unseren* Wohlstand schützen, da niemandem geholfen sei, wenn wir auch noch schwach würden. „Geschwätz“ sage ich! Wo kaufen Sie ihren Kaffee, Tee, Honig?

Liebe Gemeinde, stellen Sie sich vor, wir alle würden das mit der hier vorgetragenen Entschiedenheit vertreten, würden es leben! Stellen Sie sich vor, alle Protestanten in diesem Land würden eindeutig Position beziehen in Blick auf den Gewaltverzicht, die Ausländerfreundlichkeit und die Überwindung von Armut. Wo-

möglich würden wir - wie die Reformatoren - eine Bewegung lostreten, die unsere Gesellschaft, die Welt und nicht zuletzt uns selbst verändern würde - und uns vielleicht auch eine Menge Ärger bescheren würde. Was hindert uns? Haben wir davor Angst?

Schon einmal mussten wir Protestanten hier in Stuttgart erklären: „Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben“... Gott bewahre uns davor, dass wir solches Versagen bald wieder bekennen müssen. Wir sagten damals, 1948, auch: „Wir hoffen zu Gott, dass durch den gemeinsamen (d.h. ökumenischen) Dienst der Kirche dem Geist der Gewalt und der Vergeltung, der heute von neuem mächtig werden will, in aller Welt (entgegen)gesteuert werde und der Geist des Friedens und der Liebe zur Herrschaft komme, in dem allein die gequälte Menschheit Genesung finden kann“ (Stuttgarter Schulderklärung).

Woher diese Hoffnung und Zuversicht?

Nicht *wir* verändern die Welt, sondern Gott hat die Welt bereits verändert, indem er „unter uns aufgerichtet hat das Wort der Versöhnung... Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber...“ - sola gratia! Aus diesem Glauben erwächst uns die evangelische Freiheit zum Handeln, wider jeden ängstlichen Kleinglauben und gegen alle Selbsterlösungsversuche. - Ja, es ist herrlich, protestantischer Christ zu sein. Aber es ist auch eine Riesenverantwortung, dieses Diakonat der Versöhnung.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Das Heidelberger „Oecumenicum“ - ein Haus zur Einübung in Toleranz

Bericht zur Entwicklung des Hauses im Jahr 2002

Fernando Enns

Im Sommersemester 2002 bot Prof. Schwöbel ein Seminar zum Thema „Wahrheitsgewissheit und Toleranz“ an, das auf großes Interesse stieß. Nahezu alle Mitarbeitenden des Instituts und auch einige Ökis waren engagiert dabei. Offensichtlich ist hiermit eine Fragestellung berührt, die (1.) aktuell ist, weil in Zeiten eines un-differenzierten Pluralismus die Suche nach Orientierung immer dringlicher erscheint; die (2.) ungeklärt ist, weil sich Wahrheitsgewissheit und Toleranz auf den ersten Blick gegenseitig zu stören scheinen; und die (3.) auch ganz persönliche Aspekte enthält, weil jede und jeder von uns im alltäglichen Leben ständig der Herausforderung begegnet, sich gegenüber Fremdem zu verhalten, ohne die eigene Identität fortwährend in Frage stellen zu können. Somit also und gerade Fragestellungen, die in unser Haus gehören, in dem seit seiner Gründung das Verhältnis von

Einheit und Verschiedenheit, Wahrheitsgewissheit und Toleranz, Fremdheit und Identität erforscht, gelehrt und auch erlebt wird - meist in Bezug auf unterschiedliche christliche Konfessionen in der Ökumene und verschiedene Kulturen in der einen Welt.

Dieses Seminar gipfelte im Oktober in einer internationalen Konferenz in der wunderbaren, multikulturellen Stadt Wien. Hier konnten Beiträge aus der jüdischen, christlichen und muslimischen Perspektive zur Suche nach „Religiösen Wurzeln der Toleranz“ diskutiert werden. Viel Arbeitszeit wurde im Institut in die Vorbereitung investiert (neben Prof. Schwöbel besonders durch Kurt Vesely), aber am Ende waren sich alle einig: das hat sich gelohnt! Nicht so sehr der Auftritt und die Diskussion mit Daniel Jonah Goldhagen im Wiener Rathaus über sein neuestes Buch („Die katholische Kirche und der Holocaust“), sondern eher die Diskussionen untereinander. Es wurde dabei immer deutlicher, dass die eigene Identitätssicherung eigentliche Voraussetzung zur Toleranz ist, und dass Toleranz ein Verhalten und eine Haltung gegenüber tatsächlich und bleibend Fremdem ist. Das heißt dann eben gerade nicht, dass wir umso toleranter würden, je mehr wir unsere eigenen Glaubenswahrheiten relativierten, sondern gerade weil wir uns dieser Wahrheiten gewiss sind, erkennen wir im Anderen immer auch das Ebenbild Gottes.

Das Leben solcher Überzeugungen konnte auch im zuende gehenden Jahr hier wieder reichlich eingeübt werden. Natürlich haben wir bei einem **Hausabend** mit Prof. Schwöbel dies explizit zum Thema gemacht. Aber man könnte wohl auch viele der anderen Themen als Bewährungsfelder der Toleranzfrage interpretieren: brisant ist das z.B. in einem multireligiösen Land wie Indien. Davon berichtete Prof. E.C.John, der den ganzen Sommer bei uns verbrachte und - wie so viel andere **Gäste** unseres Hauses - für eine Zeit mit zur ökumenischen Gemeinschaft des Hauses gehörte. (Das war in seinem Fall deshalb etwas ganz besonderes, weil Prof. John in den 60er Jahren mal ein „echter Öki“ gewesen war.) Die Hausabende, bei denen die Studierenden über ihr eigenes Land berichten, sind immer ein Höhepunkt. Aus „erster Hand“ erhalten wir Informationen, Einschätzungen und natürlich auch persönliche Lebensgeschichten, die uns vieles, was uns fremd ist, doch besser verstehen lassen, sei es nun Korea oder Tschechien oder Ägypten.

Auch hinter den vielen medizinethischen Fragen, die wir in diesem Jahr diskutierten, steht letztlich die Frage: was kann, was soll, was muss man tolerieren? Der medizinische Fortschritt birgt so manche neue ethische Fragestellung. Da wir aber gerade in Heidelberg so gute Experten haben, die zudem bereit sind, einen Abend mit uns zu verbringen, kann so mancher Vorbehalt geklärt und einige Vorurteile können abgebaut werden, aber es bestätigen sich auch Positionen der sinnvollen Abgrenzung. So leisten wir mit dieser Vielfalt an Themen einen wichtigen Beitrag zur Vergewisserung des eigenen Standpunktes und lassen uns herausfordern. Dabei stossen wir natürlich auch auf Fragen, die in unserer Kultur eher Tabu-Themen sind. Wer weiß schon, wo und wie Menschen eigentlich sterben? Über das Leben und Sterben in einem Hospiz erfuhren wir in der letzten Woche. Und die Gespräche gingen, wie so oft, weit über den zeitlich begrenzten Hausabend hinaus.

In den regelmäßigen **Andachten** wird die Frage der Toleranz in anderer Sprache und mit anderen Zugängen vertieft oder auch neu angeregt. Wenn wir uns hier vor

allem darauf besinnen, dass Gott sich uns, allen Menschen in Liebe zuwendet, uns nicht reduziert auf unsere Leistungen oder Verfehlungen, dann ergeben sich daraus auch Impulse zu einem veränderten Umgang miteinander. Der/die Andere ist ja auch immer schon ein/e von Gott Angenommene/r. - Natürlich sind unsere offenen und unterschiedlich gestalteten, manchmal auch experimentellen Andachten stark von der protestantischen Tradition geprägt. Das versuchen wir immer wieder zu unterbrechen durch orthodoxe Gebete oder auch andere vorformulierte Liturgien. Die Ökis bringen sich hier vielfältig ein. Daher ist dies ein ganz besonderer Schatz unseres Zusammenlebens als Repräsentanten unterschiedlicher Konfessionen. Da bleibt manches fremd, wird aber toleriert, da wir nicht den Anspruch erheben, diese ökumenischen Andachten müssten für jede/n ein vollwertiger Gottesdienst im Sinne der eigenen Tradition sein. In diesem Semester gibt es auch wieder tägliche Morgenandachten, zu denen sich eine treue Schar von Frühaufstehern zusammenfindet, um den Tag in unserer schönen Kapelle mit Gebet und Lesung zu beginnen. Danach geht's dann zum **Frühstück**, das unser Hausmeister, Herr Zufelde, für uns zubereitet - immer eine gute Gelegenheit, sich ungezwungen darüber auszutauschen, was einen gerade so umtreibt. Auch werden hier die kleinen Sorgen und Probleme angesprochen, Planungen durchgeführt, oder der letzte Hausabend noch mal diskutiert. Und manchmal wird auch gestritten.

Aber es geht in diesem gemeinsamen Leben natürlich nicht immer nur um ernste Themen. Wir lachen weiterhin viel im Haus, vor allem natürlich bei den schönen Unternehmungen, die immer zur Festigung der Beziehungen führen. Wirklich wichtig und deutlich zu spüren war das gerade zu Beginn des Wintersemesters, als immerhin 14 neue Ökis (!) einzogen. Da kamen wir Alteingesessenen uns plötzlich doch ein wenig fremd im eigenen Haus vor. Aber nach dem **Eröffnungswochenende**, das uns nach Freiburg führte, war das schon wieder ganz anders. Man freute sich danach, den Einen und die Andere im Treppenhaus zu treffen und hatte wieder mit allen irgendetwas zu besprechen. Diese ständige Kommunikation macht das Leben im Haus so kurzweilig und lebendig.

Da war dann auch der Abschiedsschmerz vom letzten Semester endgültig überwunden. Denn das tut auch ein bisschen weh, wenn so viele Freunde nacheinander das Haus verlassen, gerade nach einem so wunderbaren Sommersemester. Die **Paddeltour** in Mecklenburg-Vorpommern wird allen noch lange in Erinnerung bleiben. Und das **Sommerfest** ebenso, das wieder einen großartigen Schlusspunkt setzte. Es ist schön zu sehen, dass immer mehr Mitglieder des **Freundeskreises** dies zum Anlass nehmen, wieder mal ins Haus zu kommen. - Dem Freundeskreis sei hier gedankt für seine Begleitung und Unterstützung. Immerhin haben wir jetzt bereits mehr als 140 Mitglieder. Und während der Mitgliederversammlung wurde deutlich, wie sehr diese Freunde das aktuelle Leben im Haus mit guten Gedanken begleiten. Manchmal suchen wir auch den Rat des Freundeskreises, z.B. im Sommersemester, als die Ökis bei einem ihrer Konvente beschlossen hatten, dass ein Antrag gestellt werden sollte zur Namensänderung: Nicht mehr „Ökumenisches Institut und Studentenwohnheim“, sondern „...und Wohnheim“, damit niemand mehr auf die Idee kommt, dass hier nur Männer wohnen, wie es noch bis Anfang der 80er Jahre der Fall war. Da wurde die Toleranz mancher männlicher Bewohner auf die Probe gestellt, die zunächst nicht verstehen wollten, warum die

Frauen im Haus diesen (exklusiven) Namen nicht mehr tolerieren wollten. Der Freundeskreis hat nun vorgeschlagen: „...und Kollegium“. Eine endgültige Entscheidung steht noch aus.

Zum Gelingen eines guten Zusammenlebens braucht es viele tolerante Menschen, die sich ihrer eigenen Identität meist schon sehr gewiss sind. In der Regel gilt das sicherlich für die **Tutoren**, die viel Verantwortung übernehmen und so in jedem Semester mit ihren unterschiedlichen Begabungen die Gestaltung der Konvente, Kapitelsitzungen, den Einstieg der Neuen u.v.m. entscheidend mitprägen: Stephan von Twardowski („Twardo“) im Sommersemester, Judith Lena Böttcher nun im Wintersemester. Kurt Vesely bleibt der akademische Tutor für das Wohnheim und verwaltet die eingehenden Bewerbungen (zum Wintersemester über 70).

Dass es im **Sekretariat** nach 19 Jahren eine Neubesetzung gab, haben alle gemerkt, die hier anriefen und nicht die vertraute Stimme von Frau Fröhner hörten. Mit einem kleinen Fest haben wir sie verabschiedet, profitieren aber weiterhin von ihrer Gründlichkeit und Ordnung. Denn so ist es für ihre Nachfolgerin, Frau Bayer möglich, ohne langes Suchen alles zu finden. Die Umstellung an einer solch zentralen Stelle macht es natürlich erforderlich, dass alle anderen für Kontinuität sorgen und einige Aufgaben mit übernehmen. Zu danken ist hier vor allem Markus Mühling-Schlapkohl und Katrin Bosse, die „Säulen“ im Institut, aber auch den Hiwis, die - zusammen mit Herrn Herrmann - für die Bibliothek da sind und Daniel Geese, der uns immer wieder vor größeren Katastrophen an den PCs schützt oder rettet. Die Toleranzgrenze gegenüber diesen technischen Geräten wird manchmal überschritten... - Den Hausfrauen ist es zu verdanken, dass unser Haus in einem so guten Zustand bleibt - auch von ihnen wird einiges an Toleranz verlangt.

Die Universität ist sicherlich ein Raum, in dem Orientierung durch Bildung erworben wird, auch wenn das gerade in den Anfangssemestern oft nicht so empfunden wird. Wenn unterschiedlichste Meinungen nebeneinander zu stehen kommen, ohne letzte Antworten zu erhalten, dann verunsichert das, gerade im Theologiestudium. Aber diese Verunsicherung kann heilsam sein, wenn dadurch der Horizont des Denkbaren erweitert wird. Oft ist es allerdings geboten, gerade in solchen Phasen untereinander im Gespräch zu bleiben. Solche Prozesse können hier im Haus begleitet werden, nicht nur durch den Studienleiter, sondern vor allem durch die Gemeinschaft. Durch Anpassung und Abgrenzung wächst die Gewissheit der eigenen Identität, und macht Toleranz möglich. - An diesem Ort des Einübens in eine differenzierte Toleranz zu leben, empfinde ich nach wie vor als Privileg.

Studienfahrt 2002 – „Alle in einem Boot?!“

Stefan Seidel

(Auf die Melodie von Wolfgang Petry's „Wahnsinn“ zu singen)

*Die Busse gepackt, jetzt geht's los
Die Freude ist bei uns schon groß
ich glaub' es kaum: das Ök ist wieder
auf Tour.*

*Es war ja klar Fernando rast,
und im Bus gibt's `ne Menge Spaß
wir wollen in's Boot, ja wir wollen
in's Boot*

Am 30. Mai diesen Jahres war es mal wieder soweit: die Ökis brachen zur alljährlichen Studienfahrt auf. Diesmal ging es gen Mecklenburger Seenplatte, die wir mit dem Paddelboot erkunden wollten. Denn uns, die wir uns sonst nur in Hörsälen und am Schreibtisch aufhalten, zog es allesamt in die Natur und zur sportlichen Betätigung. Dank der gründlichen Vorbereitung unseres Tutors Stephan von Twardowski waren wir wirklich gut vorbereitet und hoch motiviert. Auch die Kommilitonen, die mit dem Element Wasser noch nicht so vertraut waren, ließen sich von der guten Fahrtstimmung anstecken. Wir alle waren gespannt, was uns in Schwarz (so hieß das mecklenburgische Dorf) erwarten wird.

Als wir nach 8stündiger Fahrt – die zwischenzeitlich zu einem Wettfahren zwischen den beiden Kleinbussen ausartete – an unserem Ziel ankamen, waren wir sehr beeindruckt von der unberührten und malerischen Landschaft. Unsere Jugendherberge lag direkt an einem großen See, der viele von uns gleich zu einem erfrischenden Bad verführte. Nach einem Abendessen im (n)ostalgischen Speisesaal der Jugendherberge und einer letzten theoretischen Einführung in die Kunst des Paddelsports durch unseren Tutor stachen wir am Abend zum erstenmal in See. Jeweils zwei Ökis teilten sich ein Boot. In den meisten Fällen waren das sehr gelungene, in jedem Fall aber lustige Kombinationen....

*Ein altes T-Shirt und die
Schwimmweste an,
ja so fangen wir das paddeln an,
auf in das Wasser, laß' doch die Theorie*

*Martin zeigt Daniela wie er
paddeln kann,
Ilona treibt den Tschechen an,
Wozu, Fernando sag' wozu?*

Am nächsten Tag durften wir dann unsere sportlichen Fähigkeiten richtig unter Beweis stellen. Bei wunderschönem Sonnenschein erkundeten wir die Seenlandschaft Mecklenburgs. Dabei kam es zu diesem und jenem sportlichen Wettkampf, zu Schwimmpausen und vielen Unterhaltungen in den Booten. Doch der Rückweg hielt eine große Herausforderung bereit. Ein Sturm war aufgezogen und begann uns das Ruderleben schwer zu machen. Da mußte sich Gemeinschaft bewähren, denn man kam nur wieder zurück, wenn man gleichmäßig und konstant, an einem Strang ziehend ruderte und dem Sturm trotzte. Diese Sturmerfahrung weckte Assoziationen an eine bekannte biblische Geschichte und löste bei einigen Ökis richtige Angst aus. Das wurde dann auch am Sonntag in unserem Gottesdienst aufgegriffen und so auch zu einer geistlichen Erfahrung.

Am Abend „belohnten“ wir uns dann mit einem großen Grillfest. Allerdings machten uns der Regen und die vielen Mücken einige Probleme. Doch Not macht erfinderisch und so bastelten sich einige Ökis ganz extravagante Ganzkörperschutzan-

züge. Trotz des Muskelkaters und der Erschöpfung, blieben noch einige standhafte Ökis in der Gemeinschaftsbaracke zusammen und sangen die halbe Nacht zur Gitarre viele „Lagerfeuerhits“.

*Mückenspray von früh bis spät
Ob's mit Muskelkater morgen
noch geht?
Ich schlafe ein und träum' vom
schönen Wohnheim*

*Anna und Markus, die singen viel
Supi, romantisch und das bis ins Ziel
Zurück – ja wir wolln zurück...*

Am nächsten Morgen war wieder alles gut: die Sonne schien, wir waren (mehr oder weniger) fit und der See war ruhig. Nach dem Frühstück ging es gleich los. Diesmal stand eine Rundfahrt über drei zusammenhängende Seen auf dem Programm. Besonders reizvoll waren die engen Verbindungskanäle zwischen den Seen. Dort wuchs dichtes Schilf, schmückten Seerosen die Wasseroberfläche, zwitscherten Vögel und es war ganz still. Und wir glitten mit unseren Booten durch diese wunderbare Natur und fühlten uns fast wie ein Teil derselben. So sollte es ja auch sonst immer sein...

Diesmal blieben wir von einem Wetterumschwung verschont und kehrten zufrieden und ausgelassen in unseren Hafen zurück. Einige Jungs wurden dann noch zu einem Fußballspiel herausgefordert. Leider endete das mit einer Niederlage. Aber das war ein gutes Training. Schließlich gewann das Ök einen Monat später das Heidelberger Wohnheimsturnier und setzte sich gegen das Theologische Studienhaus und das FHSZ (Schriesheim) durch.

Am Abend machten wir uns in das Nachbardorf auf, wo wir in einer Pizzeria den letzten Studienfahrtabend fürstlich feierten (dem Freundeskreis sei herzlich gedankt!). Eine Gruppe von Unermüdeten war per Boot zur Pizzeria gerudert. Es war dann ein besonderes Abenteuer, im Dunkeln wieder zurückzufinden.

Der nächste Tag war dann schon unser Abfahrtstag. Wir alle waren erstaunt, wie schnell die Zeit vergehen kann. Andererseits war der eine oder die andere etwas froh, nicht nocheinmal ins Boot steigen zu müssen. Jetzt hatten wir uns ausgetobt und freuten uns schon wieder auf unsere Schreibtische und auch auf das komfortable Ök. In Erinnerung bleibt eine sehr gelungene und harmonische Studienfahrt. Die Tage in Mecklenburg waren eine gute Mischung aus Natur, Sport und Spaß. Die Ökis sind sich näher gekommen, obwohl (rein praktisch gesehen) nicht alle in einem Boot saßen. Es war eine gute Gelegenheit, sich mit denen zu unterhalten, mit denen man sonst nicht so häufig Kontakt hat. Auch unser Tutor, der wesentlich am Gelingen dieser Fahrt beteiligt war (nocheinmal herzlichen Dank!), äußerte seine Zufriedenheit über unsere Fortschritte im Paddelsport. Wer zum Sommerfest am 12. Juli gekommen ist, konnte sich von unserer Begeisterung über die Fahrt überzeugen. Neben vielen Fotos ist auch ein Lied entstanden, das zum Sommerfest uraufgeführt wurde und die Studienfahrt zusammenfaßt. Der Refrain (wiederum auf Wolfgang Petry's Lied zu singen) geht so:

*Wahnsinn, wir wollen wieder zum paddeln (...paddeln, paddeln, paddeln)
Gemeinsam mit den Ökis in einem Boot.*

*Das ist Wahnsinn, wir nehmen jede Welle (...fighting, fighting, fighting)
Und der Sturm lässt uns nicht untergeh'n (...geh'n, geh'n, untergeh'n)
Doch wir werden uns wieder sehn – hier im Ök (...unserm Boot).*



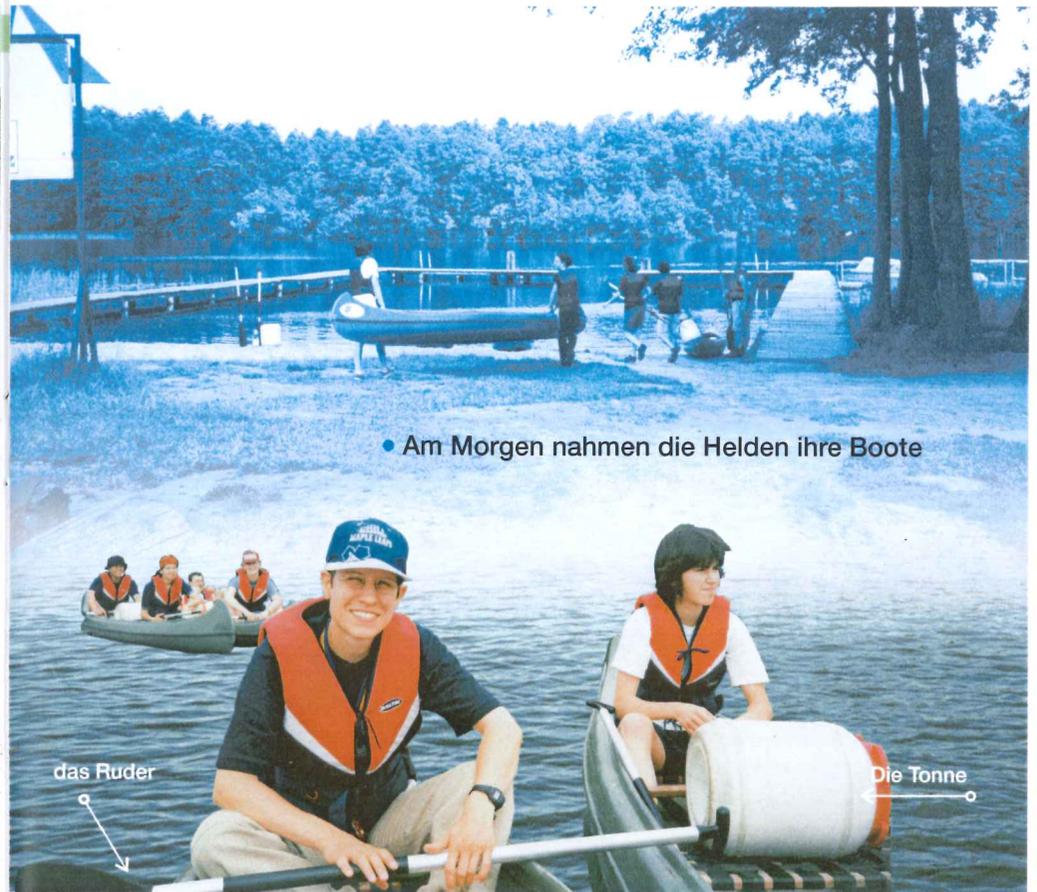
- Es war einmal ein schöner See



- und eine schöne Gruppe von Menschen, die jeden Morgen miteinander frühstückten



- Eines Tages trafen sie sich an einem See, um ihre Reise vorzubereiten ...



- Am Morgen nahmen die Helden ihre Boote

- und paddelten zusammen mit ihrem Ruder und ihrer Tonne über den See.

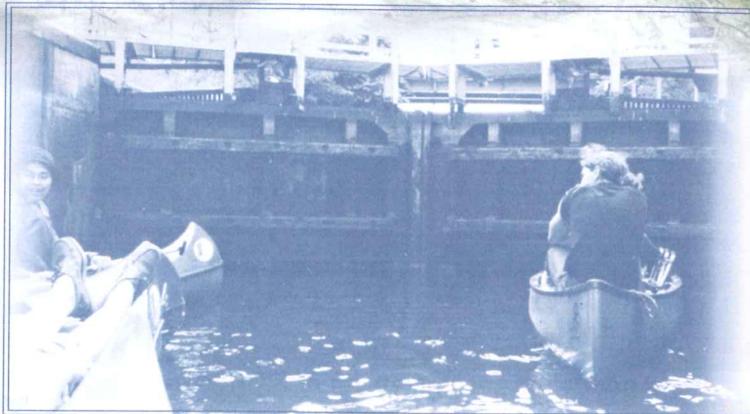
- Nach dieser harten Arbeit machten sie eine Pause in einem kleinen Wald.





- Da sie einen unglaublich großen Hunger hatten, dauerte die Pause 2 Stunden.

- Auf der Reise mussten sie viele Gefahren bestehen. So auch den Kampf mit der furchtbaren Schleuse !



- Nach diesem anstrengenden Tag aßen sie gemeinsam und erzählten sich Geschichten, während sie am Feuer saßen und sich wärmten.



- Auf diese **HELDEN** sind wir stolz.



- Diese unvergesslichen Erlebnisse werden nun von den nachfolgenden Generationen weitergegeben.



- Auch werden die Helden in großen Liedern besungen.



ENDE

Das Unternehmen ANTIBES – ein Stimmungsbild und ein Entschluss

Helmut A. Zappe

Im Oktober 2002 traf sich der engere Vorstand des Freundeskreises und erkundete unter der sachkundigen Anleitung unseres Experten Artur Gerwinat das Unternehmen ANTIBES. Es war, wenn man von der nicht ganz geglückten Ernsthaftigkeit der Honoratioren absieht, *in summa* ein durchaus gelungenes Unternehmen! So zumindest der Vorsitzende.



Der alte und der neue Vorsitzende

Woher der Name? Detektivische Geister wollen herausgefunden haben, dass der Name von dem griechischen Wort *Antipolis* herrührt und eben jenen bedeutungsvollen Ort kennzeichnet, der gegenüber der eigentlichen Stadt liegt: einer ursprünglich griechischen Ansiedlung an den Gestaden der französischen Riviera. Nur solch ein geographisch und kulturell hervorgehobener Ort konnte den passenden Rahmen bilden für ein außerordentliches Treffen des Vorstandes. Die Wahl war glücklich! –



„Unsere Villa“

Das Wetter spielte mit: Unter expressionistisch blauem Himmel funkelten die Wellen des Mittelmeeres herüber und erhellten die zufriedenen, um den Pool versammelten Gesichter. Die Sonne wärmte, der Pastis schmeckte süß. Man träumte vom gestrigen Segeln und verspürte noch den schwankenden Boden unter den Füßen. – Dann, nur einen Tag lang, fegte der Mistral über den Landstrich. Er lehrte die Wolken das Fürchten, frischte die Luft auf und ließ die Oliven nur so von den Bäumen prasseln. Fensterläden knallten, Mützen flogen durch die Luft, und die Surfbretter zischten durch die Wellen. Es war die hellste Freude! –

Dennoch legte mancher die Stirn in Falten der Nachdenklichkeit. Ernsthafte Gespräche wurden bis spät in die Nacht geführt. Das Niveau war erheblich. Es ging um nichts Geringes: die Tradition der Vergangenheit, die Aktualität der Gegenwart und um Visionen für die Zukunft des Heims und des Freundeskreises! Die Begeisterung wuchs mit dem Vorrücken der Stunden. Die Augen glänzten. Atemlos stürzten die Sätze übereinander. Es krachten die Argumente und klirrten die Gläser. Gelächter erfüllte das Haus und drang bis weit in die Gärten. Die Debattanden benötigten Pausen, um nach Luft zu schnappen und überhaupt über-



Ökumenisches Gespräch?

leben zu können. – Nur südländischer Wein beruhigte die Gemüter. Und gegrillter Fisch die Mägen. Ein genauer Bericht würde gnadenlos sein! –

Das Ergebnis aber war eindeutig. Einstimmig wurde unter Ausschluss der Öffentlichkeit der Entschluss gefasst:



Aperitif in der Laube beim Grillplatz

Das Unternehmen ANTIBES wird fortgeführt! Nur Eingeweihete können das Ausmaß der Bedeutung erfassen

„ES GIBT NICHTS BESSERES, ALS DASS DER MENSCH FRÖHLICH SEI BEI SEINEM TUN.“

Anmerkungen, Beobachtungen und Ideen zum Antibes-Projekt des Freundeskreises

Artur Gerwinat

Die schönen Tage am Mittelmeer sind nun zu Ende: vierzehn südliche Tage unter Palmen und Olivenbäumen – viel Sonne, einmal Mistral-Sturm, ein Tag Regen aus Kübeln – Tage in den Annehmlichkeiten einer Villa der Provence, auf der Halbinsel von Antibes: Neun „Freunde“ – ältere und jüngere – und Befreundete.

Was den Schreiber fröhlich stimmte:

- die Freude, gemeinsam an schönem Ort zu sein und dies für längere Zeit, ohne dass bemessene Zeit die Dauer des Gesprächs oder des Tuns vorgab
- gemeinsame Begegnungen mit der Kunst der klassischen Moderne: Matisse, Chagall, Picasso, De Stael, Giacometti, Moore, Miro
- Gelächter an gastlicher Tafel beim abendlichen Mahl, zunehmend an Stärke mit der Zahl der ausgebrachten „Wohlseins“-Toaste
- die reumütige Rückkehr des durchgebrannten Kätzchens „Minka“ von Regina und Helmut, das in Heidelberg unterdessen ausgebüxt war
- Entlangwandern an der Küste beim Haus, über bizarre Kalkfelsen, geblendet vom zitternden Licht auf dem gleißenden Meer – und Karl als Poseidon, in der Badehose aus den Fluten grüßend
- Rolf im Liegestuhl, blendend weiß gewandet, wie der Held im Roman, in Venedig, beim Studium seiner Wochen alten Zeitung. Und ein andermal: der Kommentar einer Dame aus dem geöffneten Autofenster, als der Ehren-Vorsitzende vorüberging: „Oh, il est chic!“

- Mittägliches Dösen auf dem Deck eines Seglers, ankernd im Türkis der Lagune vor St. Honorat, das Mitagsläuten des Inselklosters herüberwehend
- Blödeleien oder auch nächtliche Gespräche, in denen die Welt neu geordnet wurde
- der nächtliche Gang durch die Ruhe der Straße, hinauf zum Leuchtturm, und von dort der Blick auf das Dunkel des Meeres und das Funkeln der Lichter der Küste
- Riechkens köstliche Zucchini oder Gerdas Auberginen-Gratin
- die gemeinsame Sorge fürs Leibliche: als Kaufrausch im gigantischen Supermarkt; als Schlendern durch Wohlgerüche, Farben und geschäftiges Lärmen des provenzalischen Marktes; als Gang zu den Fischern im Hafen; und als gastronomisches Wirken am heimischen Herd
- vom Vorsitzenden gesprochenes Gebet zum gemeinsamen Mahl
- der 3. Satz aus Beethovens Neunter am Kamin
- des Ehren-Vorsitzenden Konzert am Flügel – im Blitzlichtgewitter
- die herrlichen Bilder von Chagall zur biblischen Geschichte, und Rolf las Erläuterndes vor
- im Straßencafe der Altstadt von Nizza: auf dem Teller allerlei Muscheln und Schneckengetier und Crevetten – wer will probieren? Und Weißwein zum Nachspülen
- und grundsätzlich: dass jeder machte, wozu der Sinn ihm stand, und wenn sich Interessen verdichteten, wurde zu gemeinsamer (Irr)Fahrt aufgebrochen

„Was ich als gut befunden habe und was als schön, ist das: Essen und Trinken und Genießen bei all der Mühe, womit einer sich abmüht unter der Sonne, die kurze Zeit seines Lebens, die Gott im vergönnt hat, denn das ist sein Teil.“

Was mir wünschenswert erscheint, aber nicht sein muss, Ideen:

- das Ganze noch einmal, im nächsten Jahr, und zur Tradition gemacht
- den epikuräischen Aspekt beibehalten und das letzte Drittel des Zitats oben noch anders auslegen
- bei allgemeinem Interesse: z.B. zu den Mönchen auf die Insel St. Honorat fahren – von dort ging die Christianisierung Nordwest-Europas aus – und die Ökumene pflegen
- einige wenige Themen vorbereiten, wer dazu Lust verspürt, und davon im Kreis berichten; z.B. „Zarathustra“ in Eze geschrieben; oder Historie der Küste etc
- Andacht in der Kirche von St. Benoit, ganz in der Nähe des Hauses, und Exploration der Baulichkeiten hinter der Kirche, für einen möglichen Ausflug der Ökis

- achtsamer einkaufen und kochen
- arabisch essen gehen: z.B. Couscous in der Altstadt von Cannes
- Kennenlernen erlesener französischer Koch-Kunst: z.B. Diner in der Hotelfachschule von Nizza (als Teilnahme an einem „Probe-Essen“)
- gemeinsame Kasse fürs Leibliche, ohne erneuten Lernprozess von 7 Tagen
- gemeinsame An- und Rückfahrt mit Übernachtung in Burgund in kleinem Hotel, inmitten der Weinberge; nicht nur schöner, sondern auch preiswerter
- der Schreiber des Textes wird sich unterdessen fortbilden in Humor und wertschätzendem Verhalten

„Nicht dass ich es schon ergriffen hätte oder schon zur Vollendung gekommen wäre; ich jage ihm aber nach, ob ich es wohl ergreifen möge.“

Was zu tun wäre, wenn's denn Interesse geweckt hat:

- Die Experten-Kommission vor Ort hat dem Antibes-Projekt den Prüfstempel aufgedrückt, und vom Vorsitzenden bekam der Organisator die Goldene Nadel verliehen! Wer also Interesse an der Fortsetzung, d.h. an „Antibes 2003“, hat, möge dies schriftlich signalisieren (s. Adressenverzeichnis), zunächst als Option, und zwar bis 18/01/2003: „The early bird catches the worm“. Nach Rückantwort vom Reise-Komitee dann verbindliche Entscheidung mit Anzahlung.
- eigene Ideen einbringen
- die technischen Details dem Beitrag Gerwinat/Herrfahrdt in „Oecumenica 2002“ entnehmen
- Photos können per Internet bereitgestellt werden; ggf. auch Auskunft per Telefon bei Borrmann od. Gerwinat od. Herrfahrdt od. Zappe

Ob das Projekt Bestand haben wird oder auch zu neuen Ideen anregen wird, das werden wir erst noch sehen. Als Ehemaliger des Oecumenicums erinnere ich mich dankbar und gern an die Gemeinschaft im Heim. Auch die vielen Jahre in Frankreich möchte ich nicht missen. Beides wollte ich im Antibes-Projekt miteinander verbinden: Vielleicht können zwei Wochen Begegnung an schönem Ort dazu beitragen, die Kommunikation im „Freundeskreis“ zu befördern, das jährliche Treffen als Gäste beim Sommerfest der Heimbewohner zu ergänzen und ein Zusatz-Angebot zu sein zu der jährlich zugesandten „Oecumenica“. Der Termin für „Antibes 2003“ ist: 04.10.2003 – 18.10.2003, eventuell auch bis zum 25/10/2003.

Denkbar für die Zukunft des Projektes sind natürlich auch andere Orte auf der Welt. Wer meint, dass sich auch ein anderer Winkel dafür eignet – das kulturelle Umfeld, die Ästhetik, die Ortskenntnisse des Vorschlagenden und der Preis müssten aber schon stimmen – dann wäre eine Begegnung auch anderswo möglich...

Das ökumenische Wohnheim, die wunderbare Brotvermehrung und die Menschen, die das Leben gemeinsam gestalten

Stephan von Twardowski

Wieder einmal ist es Zeit für ein gemeinsames Fest im Ökumenischen Wohnheim. Die neuen „Ökis“ sind eingezogen und das Semester hat begonnen – Zeit für das Eröffnungswochenende – Zeit, um sich kennen zu lernen, gemeinsam etwas zu erleben, zu feiern und nicht zuletzt gemeinsam zu essen!

Ich freue mich, dass wir jetzt wieder etwas zusammen erleben und die neue Gemeinschaft gestalten können. Viele waren in den Ferien verreist, einige sind aus-, andere eingezogen und die Ferienzeit war somit von einem ständigen Kommen und Gehen geprägt.

Jetzt sind aber alle angekommen und zurückgekehrt, die in dem kommenden Semester, zusammen leben, lernen, diskutieren, lachen, streiten, feiern und essen werden. Das Semester kann also nun richtig beginnen.

Im Vorfeld wurde wieder viel über das Eröffnungswochenende nachgedacht. Listen, auf denen die Vorschläge für das Programm markiert werden konnten, hingen schon seit Wochen an unserer weißen Wandtafel. Lange Diskussionen, ob es nun eine Wanderung sein sollte, welche schönen Möglichkeiten Heidelberg und Umgebung bieten, ob der Besuch eines Museums oder doch lieber eine Pilgerfahrt zum Kloster zu Maulbronn auf dem Programm stehen soll – demokratisches Abstimmen oder Konsensentscheidung – Was soll wann stattfinden? Welches ist das alternative Regenprogramm? Wer kümmert sich um was? – Vieles ist im Vorfeld zu bedenken und zu organisieren. Und natürlich muss auch das gemeinsame Essen, das zu den besonders prägenden Elementen im Haus gehört, vorbereitet werden.

Für dieses Eröffnungswochenende wurde wieder beschlossen, einen großen „Potluck“ zu veranstalten, bei dem jede und jeder etwas zum gemeinsamen Essen beitragen kann. Ob eine Spezialität aus dem Heimatland oder ein einfacher Obstsalat, alle sind gespannt, was es Leckeres zu essen geben und ob es für alle ausreichen wird.

Auch wenn diese langen Diskussionen und Abstimmungsprozesse für die „Neuen“ meist sehr befremdlich oder zumindest gewöhnungsbedürftig sind, zeigt das Wochenende dann immer wieder, dass was, wann und wo unternommen wird absolut zweitrangig ist, dass das Programm ohnehin noch einige Male umgestellt wird und letztendlich ökumenische Spontaneität gefragt ist. Die Hauptsache des Eröffnungswochenendes ist das gemeinsame Verbringen der Zeit in und um Heidelberg – sind die Gespräche, das gegenseitige Kennenlernen und der gemeinsame Start in das neue Semester.

Schnell wird klar, ob bei der Mitgestaltung der Eröffnungsandacht, der Organisation gemeinsamer Spiele, ob bei dem Beitrag zur Führung im Museum, oder viel entscheidender bei den vielen „kleinen“ und „großen“ Gesprächen, bei dem gemeinsamen Kochen des Essens, beim Feiern, bei dem einfachen „Dabeisein“ – jede und

jeder ist hier gefragt und eingeladen, das Wochenende und somit auch den Start in das gemeinsame Leben im Haus in irgendeiner Weise mitzugestalten, ihre/seine Gaben – auch ganz still und unbemerkt – in das Leben im Haus einzubringen.

Dieses zeichnet nicht nur das Eröffnungswochenende, sondern das gemeinschaftliche Leben insgesamt im Ökumenischen Wohnheim aus. Aus diesem Grunde ist das Leben im Haus von Semester zu Semester sehr verschieden. Nicht das Haus selbst oder die Einrichtung „Wohnheim“ gestaltet in erster Linie das gemeinsame Leben, sondern das Leben im „Ök“ wird von den verschiedenen Menschen aus den unterschiedlichsten Kontexten, die eine gemeinsame Zeit im Haus verbringen, geprägt.

Jedes Semester hat somit eine ganz eigene Prägung, eine ganz eigene Bedeutung und bleibt auch nur so in besonderer Weise in den Gedanken aller Beteiligten bestehen.

Wie zu Beginn eines jeden Semesters im Wohnheim, bei den ersten gemeinsamen Stunden des Eröffnungswochenendes, bei der ersten Andacht und bei dem ersten Hausabend, gilt es also auch jetzt wieder die neue Gemeinschaft zu entdecken.

Obwohl das Wetter eine deutliche Planungsänderung erfordert und das eine oder andere, wie erwartet, doch noch spontan entschieden werden muss, übertrifft auch dieses Eröffnungswochenende wieder alle Erwartungen. Die Wartezeit bei der Vorbereitung der Andacht wird durch spontane senegalesische Trommelkünste überbrückt – dass wir uns im Wald in Richtung Maulbronn verlaufen haben, hat aufgrund der vielen Gespräche ohnehin keiner so richtig wahrgenommen – und der „Potluck“ entpuppt sich wieder als ein wahres Wunder...

Wie bei der „wunderbaren Brotvermehrung“ ist reichlich aufgetischt worden. Das „Ök-Buffer“ ist wieder einmal mit Köstlichkeiten aller Art, die scheinbar aus dem Nichts plötzlich auf dem Tisch erschienen sind, überfüllt, und in den nächsten paar Tagen wird die Tür des allgemeinen Kühlschranks nur schwer zu schließen sein.

Nach dem köstlichen Buffet entsteht wieder einmal eine der spontanen „Ök-Feste“. Bis in die frühen Morgenstunden wird in allen erdenklichen Stilrichtungen getanzt und gefeiert, bis alle müde ins Bett fallen.

Einige der neuen Mitbewohner und Mitbewohnerinnen lerne ich schon an diesem Wochenende sehr schnell kennen, und es entwickeln sich bereits bei den ersten Begegnungen gute und intensive Gespräche, andere lerne ich erst mit der Zeit kennen. In der Bahn auf dem Weg nach Maulbronn höre ich Erzählungen und Erfahrungen aus ganz anderen und mir ganz fremden Lebenskontexten und –bereichen. Mit der Zeit lerne ich andere Denkweisen, andere Kulturen, andere Gebräuche, andere religiöse Vorstellungen und Lebensarten kennen – und das nicht in irgend einem wissenschaftlichen Vortrag oder durch einen Dokumentarfilm, sondern einfach bei einem Spaziergang zum Heidelberger Schloss, bei einem Gespräch auf dem Flur, nach dem Fußballspiel auf der Neckarwiese oder bei einer der gemeinsamen Andachten.

Es werden schnell viele Unterschiede in den Lebensgeschichten und -vorstellungen klar, aber andererseits bin ich immer wieder auch über die vielen gemeinsamen Ansichten und Denkweisen überrascht.

Durch diese Erzählungen und Erfahrungen – auch ich kann von mir erzählen – lerne ich nicht nur mein Gegenüber kennen, sondern ich lerne gerade auch mich selbst besser kennen. Was sind eigentlich meine Vorstellungen von gewissen Dingen und warum denke ich auf jene oder jene Art und Weise?

Der Dialog – ob interkulturell, interkonfessionell oder interreligiös, ob inszeniert oder zwischen Tür und Angel, ob beim wissenschaftlichen Hausabend oder beim Spaghettikochen weit nach Mitternacht, ob geprägt durch ein ernsthaftes Thema oder durch spontanes Lachen, ob rein organisatorisch oder thematisch – ist daher auch eine besondere Herausforderung an mich selbst. Manchmal komme ich dabei an die Grenzen meiner Vorstellungskraft, manchmal vielleicht auch an die Grenzen meiner Geduld und des für mich Tragbaren, aber gerade den stets neuen Versuch, anderes kennen zu lernen, zu verstehen und zu akzeptieren bietet die besondere Herausforderung des Lebens im Ökumenischen Wohnheim.

Ich bin froh, diese Herausforderung in meiner Zeit im „Ök“ stets von Neuem annehmen zu können, um somit einen Teil des Lebens im Wohnheim mitgestalten zu können.

(methodistisch, aus Deutschland (und Südafrika), studiert Theologie und Erziehungswissenschaften, z.Zt. an der Methodistischen Universität in Sao Paulo/Brasilien und wohnte von SS 2001 bis SS 2002 im Ök.)

Meine Erfahrungen im Ökumenikum

Raphael Ndong

Nach zwei Jahren des Zusammenlebens im Ökumenischen Wohnheim ist sicherlich viel passiert mit meiner jugendlichen Erfahrungssammlung. Jetzt stelle ich mir zwei Fragen und zwar: Was hat es mir alles gebracht mit anderen Leuten unter einem Dach gewohnt zu haben?

Was habe ich dem Ökumenischen Wohnheim Sinnvolles gebracht?

Die erste Frage fällt mir leichter zu beantworten. Die allererste Übung, die ich in diesem Haus gut vertieft habe ist, die anderen zu akzeptieren, wie sie sind, und nicht unbedingt sie haben zu wollen, wie ich sie gern hätte, d.h. meinen eigenen Charakter vorzeigen zu müssen. Das war eine lange Übung, die für mich immer noch weiter geht. Mir ist langsam klar geworden, dass man viel mehr lernt wenn man bereit ist, eng mit anderen zu leben, und auch davon profitiert, was die anderen mit in sich haben. Für mich ist es die allergrößte Aufgabe, die dieses Haus hat. Es kommt einfach automatisch, dass man miteinander zu tun hat, und ich bin noch davon überzeugt, dass es so bleiben wird, unabhängig von den Leuten, die da wohnen

Wenn ich mir überlege, wie ich mich in Deutschland eingelebt habe und den Vergleich mache mit anderen meiner Freunde, die auch vielleicht längere Zeit hier in Deutschland sind, kann ich dann schon merken, dass es mir (durch das Ök) leichter gewesen ist, der deutschen Kultur und auch vielen anderen verschiedenen Leuten zu begegnen und sie besser kennenzulernen.

Es ist auch sehr gut zu wissen, dass es andere gibt, die Interesse an dir haben. Das ist ein Punkt, den ich auch hier erwähnen möchte. Es hat immer positiv gewirkt, dass jemand aus dem Haus mich fragt, was ich mache und wie ich meinen Stundenplan habe... Vor allem als ausländischer Student ganz neu in Heidelberg (damals als ich neu eingezogen war), war es mir wichtig, mich zu erkundigen, wie das deutsche Uni-System funktioniert usw. Es gibt auch eine besondere Motivation, wenn man weiß, dass andere sich an meiner Beschäftigung interessieren. Von dem ganzen Interesse, das das Haus mir zeigte, habe ich auch geübt mich äußern zu können und besser meine Persönlichkeit darzustellen.

Ich finde es schon schade, dass so ein Erlebnis ganz schnell vorbeigeht. Aber wenn ich objektiv sein muss, kann ich auch sagen, dass man immer etwas anderes braucht. Von meiner Erfahrung her würde ich sagen, dass man erst raus muss, um genau sagen zu können, wie gut das Zusammenleben in dem Ökumenischen Wohnheim ist. So lange man sich drin befindet, scheint alles normal zu sein, aber es ist in Wirklichkeit nicht so.

Mir ist unmöglich alles zu schreiben, was ich im Wohnheim erlebt habe. Auf jeden Fall war es eine sehr schöne Zeit mit den verschiedenen Kulturen und Leuten, die ich da getroffen habe.

(römisch-katholisch, aus Senegal, studiert Computerlinguistik und wohnte von WS 2000/01 bis SS 2002 im Ök)

Generationenverbindend: Das Leben im Ök bleibt eine „suuper Zeit“!

Reingard Braun

Und sie waren „alle an einem Ort beieinander“. Es war nicht Pfingsten wie es am Anfang der Apostelgeschichte beschrieben wird, aber Eröffnungswochenende im Ökumenischen Studentenwohnheim.

Und es waren junge Studierende mit ihrem Studienleiter Dr. Fernando Enns und seiner Frau Renate aus vielen Völkern zusammengekommen, um gemeinsam ihre erste Andacht zu feiern.

Diese Andacht, in der wir über das Pfingstwunder, das in den Fenstern unserer Kapelle im Ök dargestellt ist, nachdachten, war ein besonderer Anfang meines Lebens im Ök. Alle, die wir aus so verschiedenen Kulturen und Konfessionen kamen, mit all unseren unterschiedlichen Erlebnissen und Hintergründen, wurden plötzlich hier im gemeinsamen Glauben und dem Wunsch, in diesem Haus zusammen zu leben, zu einer Gemeinschaft. Die Runde war bunt, herzlich und neugierig.

Ich freute mich sehr auf das Leben im Ök. Hatte nicht mein Vater, Eckhard Braun, schon immer von seiner so „guten Gemeinschaft im Ök, die immer eine besondere Zeit in seinem Leben gewesen ist“ geschwärmt... Es war also ganz klar: ging ich zum Theologiestudium nach Heidelberg, so ging ich ins Ök!



Weltmeister im

Weltmeister im Oek!



Sommerfest

Sommerfest 2002

Rafael und Dušan moderieren



Gemeinsames Essen

Gemeinsames Essen mit allen Ökis — alt und neu



Der Start

Der Startschuss zur Feier



Geigespielen

Mit Judith und ihrer Gruppe Geige spielen



Die Zeiten hatten sich natürlich geändert. Denn mittlerweile war die Frauenquote von 3 auf rund 50 Prozent gestiegen. Und wir Frauen nahmen jetzt selbstverständlich an der allgemeinen Aufgabenverteilung vom „Geschenkedienst“ bis zur „Amnesty International Beauftragten“ teil und „durften“ nicht mehr – wie es die Aufgabe der einzigen Studentin im Haus 1961 war – die Wäsche für die Studenten verteilen...

Eine weitere wunderbare Neuerung war das allmorgendliche Frühstück, das man und frau auf keinen Fall verpassen sollte! Umgeben von den aktuellsten Mitteilungen aus der Presse über die Lage in der Welt ist es die interne Nachrichtenbörse über das Leben im Ök und eine Quelle verschlafener bis heißer Diskussionen. Außerdem bietet das Frühstück eine gute Gelegenheit, mit Fernando zwischen seinem genussvollen, brasilianischen Matete schnell die letzten Details für eine ansehende Andacht oder Arbeit abzusprechen. Besonders lieb waren mir immer die Hausfrauen, die auch die nacharbeitenden und damit „frühstücksspäten“ Ökis noch fünf vor neun in Ruhe mit Brötchen und Tee und einem aufmunterndem Wort versorgten!

Selbstverständlich gibt es aber weiterhin die prägenden Dienstagabende mit gemeinsamer Andacht, köstlichem Essen aus allen Landen, aktuellem Vortrag, anschließender Diskussion und natürlich ausführlichem Konvent für die Angelegenheiten des Lebens im Haus! Der Dienstag war immer eine besondere Heimat für mich mit viel Freude und Wohlfühlen in der oft musikalisch von Barbara, Markus, Zoila, Judith, Stephan oder Raphael eingeleiteten Andacht und kleinem Gähnen gegen Ende, weil die Diskussionen kein Ende nahmen. Neben viel Bereicherung durch die Diskussionskultur im Ök war diese auch sehr liberal – „Jeder darf so oft stimmen wie er will!“ Und wie alle guten Dinge, brauchte das Zeit!

Nicht zu vergessen ist der Spaß des gemeinsamen Kochens und Essens: Allein am ersten Dienstag mit Kyrellos aus Ägypten zum Supermarkt zu radeln und auf zwei Fahrrädern Lebensmittel für 35 Leute (denn das Ök ist ja auch immer ein offenes Haus für Gäste, ein Angebot, das vielseitig wahrgenommen wird, was mein Freund Christian und ich immer genossen haben) zu transportieren, obwohl man in Ägypten das Fahrrad nicht so oft einsetzt wie in Heidelberg, war ein lustiges Vergnügen und lässt nun Kyrellos das Fahrradfahren besonders schätzen! Unser ägyptisch-griechisch-deutsches Essen wurde dann von vielen Leckereien aus Persien, Asien, Peru, Spanien, Nord- und Süddeutschland fortgesetzt – mhm, das war köstlich!

Gleichzeitig war ein gutes Essen immer eine herrliche Grundlage für die anschließende vielseitige Gedankenwelt der Diskussionen. Neben vielen interessanten Vorträgen, haben mich die „hausinternen“ am meisten bis heute begleitet. Von Fernando lebhaft und anschaulich in die Welt der Mennoniten eingeführt zu werden – auch mal für Nicht-Theologen- oder aus Dusans Perspektive „durch Prag und die Tschechei zu wandern“ war für mich ein besonderes Erlebnis.

An dieser Stelle könnte ich jetzt noch Seiten anfügen, denn weitere Höhepunkte, die die Gemeinschaft im Ök weiter wachsen ließen, waren natürlich neben heimlichen Nikoläusen und Pyjamaparties, unserm Schneegestöber auf der Rigi, das ja erst der Beginn einer gemeinsamen Schneetradition sein soll, vor allem die Ausflüge nach Straßburg, ins Kloster Maulbronn, nach Bretten und die wunderbare Stu-

dienfahrt an die Mecklenburgische Seenplatte mit den „Freunden des Paddelsports“ – gemeinsam in der reinen Natur zu paddeln tat den Ökis richtig gut!

Zum Abschluss möchte ich noch drei mir sehr wichtige Erlebnisse erwähnen: die gemeinsame Andacht mit meinem Zimmernachbarn Raphael aus Afrika, meine ökumenische Erfahrung und das Sommerfest.

Durch viele Gespräche mit meinen Mitbewohnern und Mitbewohnerinnen aus so verschiedenen „Welten“ ist mir aufgegangen, wie unterschiedlich wir Dinge erleben und gleichzeitig doch ähnlich erfahren. Diese Verschiedenheit in unserer Gemeinschaft wollte ich in meiner gemeinsamen Andacht mit Raphael ausdrücken. Wir feierten sie in unserm Garten am Brunnen zum Thema Wasser. Wie unterschiedlich ist die Wahrnehmung von Wasser im heißen Afrika und oft regennassen Deutschland! Gleichzeitig wurde uns klar, dass wir Gemeinsamkeit in der christlichen Botschaft im Blick auf Wasser finden. Die Botschaft brauchen wir wie das tägliche Wasser. Als „Wasser des Lebens“. Raphael und Stephan unterstrichen unser Thema wunderbar mit Trommel- und Gitarrenmusik!

Diese „ökumenische Erfahrung“ als gemeinsames Leben, in dem die Verschiedenheit als Bereicherung bewahrt wird, ist mir eine sehr wertvolle Erfahrung. Wichtig war für mich deshalb auch der Dienstagabend, an dem uns Fernando über das Leben im Ök als Utopie oder realistische Möglichkeit in der Gesellschaft nachdenken ließ. Wir fanden keine eindeutige Lösung; aber wir schätzten das Leben im Ök auf jeden Fall als eine prägende Erfahrung, die zeigt, dass Gemeinschaft in Verschiedenheit möglich ist und die Kommunikation untereinander sehr viel weiterbringt. Der Dialog miteinander ist ein wichtiger Ansatz, um gegen Blockaden und sogar Anfängen von Gewalt im eigenen Umkreis zu wirken. Das Leben im Ök ist eine meiner wichtigsten ökumenischen Erfahrungen, auf die ich jetzt an der „Irish School of Ecumenics“ in Dublin aufbaue. Hier möchte ich dem Thema der Ökumene intensiver nachgehen und besonders an dem Thema von Religion und Gewalt, das sehr von Fernandos initiierten „Dekade zur Überwindung von Gewalt“ inspiriert wurde, weiterarbeiten.

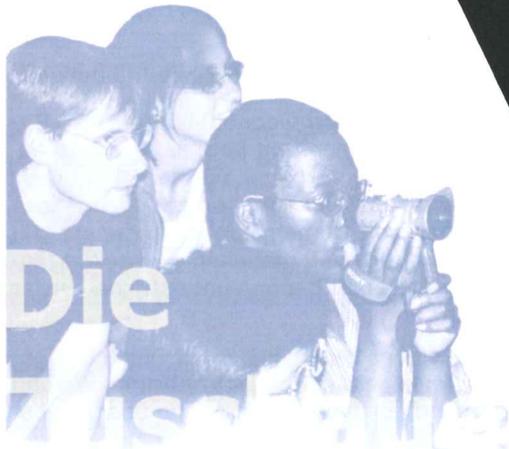
Ja, und das Ende meines Lebens im Ök war ein Fest. Das Sommerfest – wie ein Überraschungsei: Spannung, Spaß und gutes Essen! Besonders das bunte, fröhliche, kribbelnde Treiben im Ök am Tag vor dem Sommerfest ist ein Erlebnis! Diese intensive Gemeinschaft, in der jeder eine Aufgabe hat und wirklich alle eine gemeinsame Sache auf die Beine stellen und dann lebendig auf die Bühne bringen (, was keiner und keine so richtig bis fünf Minuten vor Prof. Schwöbels und Fernandos begrüßenden Eröffnungsworten glauben kann) werde ich nie vergessen. Ich freu mich auf das nächste Jahr, wenn die Ökis und der Freundeskreis und Gäste wieder mit viel Kreativität, Musik und Humor zusammen feiern!

Der Abschlussgottesdienst, den mein Vater mit sechs von uns Ökis hielt und der sehr von Musik und der ökumenischen Gemeinschaft sowie durch das Zusammensein von Studierenden und Freundeskreisgästen geprägt war, hat mich sehr glücklich gemacht.

Hier schließt sich ein Kreis und wirft neue – dank Renate und Fernando, den Ökis, ja dem Ök – es war eine „suuper“ Zeit!

(evangelisch, aus Deutschland, studiert Theologie und Anglistik, z.Zt. an der Irish School of Ecumenics in Dublin und wohnte von WS 2001/02 bis SS 2002 im Ök)

Tanz



Die Zuschauer

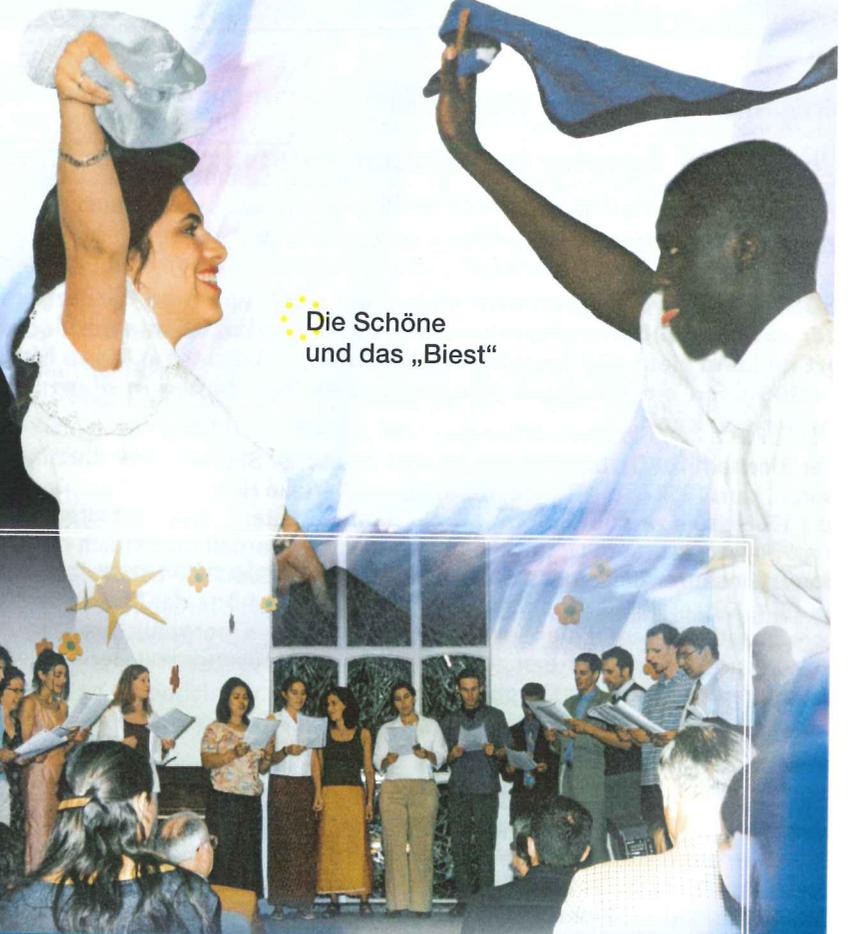
Die Zuschauer sind gebannt



Ein heißer südamerikanischer Tanz mit Natalie, Claudia, Anna und Sonja

Musik

Barbara mit ihrem Saxophon



Die Schöne und das „Biest“



Gemeinsames Singen mit Professor Schwöbel und Fernando

Die unoffizielle Party



ENDE

Im Dunstkreis der Genome

Gebürtiger Ägypter Dr. Ibrahim Rizk lebt seit 16 Jahren unbeachtet in der Kaiserstadt

Von Heinz-Georg Breuer

GOSLAR. Während anderswo diskutiert wird, wie man Fördergelder aus der nationalen Genomforschung für einen Goslarer Biotechnologiestandort an Land zieht (GZ berichtete), lebt seit 16 Jahren ein Mann hier, der in Fachkreisen ein gewisses internationales Renommee in diesem Bereich aufweisen kann.

Der Biochemiker Dr. Ibrahim Rizk, längst deutscher Staatsbürger, aber in Kairo geboren, kam 1958 in die Bundesrepublik, studierte in Heidelberg Chemie und machte 1966 sein Hauptdiplom. Drei Jahre später, Rizk arbeitete nun am Max-Planck-Institut in Göttingen, folgte die Doktorarbeit im Bereich der Desoxyribonukleinsäure, als Träger der genetischen Information von Lebewesen besser unter dem Kürzel DNS bekannt. Wenn man so will, gehörte der Mann vor 30 Jahren zum Dunstkreis der Pioniere der Entschlüsselung des menschlichen Erbguts (siehe Hintergrund unten), der erst zum Ende des Jahrtausends mit der Ermittlung der Bausteinreihenfolge der Durchbruch gelang.

In die Entwicklungshilfe

Die nächsten Forscherjahre führten Rizk nach Cambridge und dann in die Schweiz, wo er für die chemisch-pharmazeutische Industrie arbeitete. Dort entwickelte er ein Patent für die Herstellung von Orotsäure, die wegen ihrer hautglättenden Wirkung auch in der Kosmetik-Industrie eingesetzt wird. Dann, so sagt Rizk, "wurde mir die Schweiz zu klein". Er belegte in Zürich einen interdisziplinären Nachdiplomkurs über Probleme der Entwicklungsländer und ging später nach Ecuador. In der Hauptstadt Quito arbeitete er an einer analytischen Methode, den Anteil von Proteinen im Hauptnahrungsmittel Mais zu steigern.

1975 ging Rizk zurück in seine Heimat Ägypten, forschte an einem staatlichen Institut und entwickelte die Basis für ein Medikament gegen die Würmerkrankheit Bilharziose. Doch die Skepsis gegenüber dem "Fremden" war groß, irgendwie fühlte Rizk seine Arbeit boykottiert und gab zwei Jahre später auf. Mit seiner ersten Ehefrau - einer Berlinerin, die er in Ägypten kennen gelernt hatte - ging er nach Braunschweig und machte sich selbstständig mit der Vermittlung von Chemikalien und Laborbedarf in Dritte-Welt-Länder.

In den Achtzigern kaufte Rizk einen Resthof in Werlaburgdorf und dann Am Stollen ein Haus in Goslar, wo er seitdem lebt. Nach einer erneuten Fortbildung am Institut für allgemeine und angewandte Ökologie in Hardegsen wurde Rizk nach der Wiedervereinigung für mehrere Jahre Dozent in Suhl und Schwerin.

Dass Dr. Ibrahim Rizk nach 16 Jahren in die hiesige Öffentlichkeit gelangte, hängt übrigens mit seinem Nachbarn zusammen, dem Goslarer Journalisten-Fossil Regi-

nald Beerbohm. Rizks Weggefährten von einst suchten den Biochemiker vor kurzem für ein Entwicklungshilfeprojekt in Kairo, hatten ihn aber 25 Jahre nicht mehr gesehen. Nach intensiven Recherchen über Telekom und Swisscom von Kairo aus war Rizks Adresse ausfindig gemacht, doch der Doktor war nicht erreichbar. Not macht erfinderisch, und so staunte Beerbohm nicht schlecht, als ihn über Ostern ein Fax erreichte mit der Bitte es an Rizk weiterzuleiten, den er, so Beerbohm, „16 Jahre lang eigentlich nur als Nachbar über den Gartenzaun begrüßt hatte“.

Vater im Ruhestand

Angenommen hat Rizk die Einladung für Kairo nicht, mit 63 Jahren hat er sich nach seinem bewegten Chemiker-Leben zur Ruhe gesetzt. Wobei das mit der Ruhe so eine Sache ist. In wenigen Monaten sieht Rizk, inzwischen zum zweiten Mal verheiratet, Vaterfreuden entgegen.

Hintergrund

Doktorvater erinnerte sich

Ein Albert Niemann, der im Schwiecheldthaus lebte und einst das Kokain entdeckte, ist der Biochemiker Dr. Ibrahim Rizk nicht, doch es ist schon bemerkenswert, welche interessanten Persönlichkeiten jahrlang in der Stadt wohnen, ohne „entdeckt“ zu werden. Es spricht für sich, dass selbst eine berühmt-berüchtigte journalistische Spürnase wie Reginald Beerbohm nur durch Zufall erfuhr, wer sein langjähriger Nachbar ist.

Interessant ist Rizk allein schon wegen seiner früheren Nähe zu Koryphäen der Grundlagenforschung. Ende der sechziger Jahre war Prof. Dr. Friedrich Cramer sein Doktorvater, der von 1962 bis 1991 fast 30 Jahre lang das Max-Planck-Institut für experimentelle Medizin in Göttingen leitete und auch schon einmal für den Nobelpreis im Gespräch war. Cramer, inzwischen emeritiert und nach wie vor in einem Bungalow auf dem Campus lebend, konnte sich gestern im Gespräch mit der GZ auch nach 30 Jahren an Rizk erinnern. Er wusste ebenfalls noch, dass der gebürtige Ägypter Institutsmitarbeiter bei Prof. Fritz Eckstein war, einem nicht minder renommierten Wissenschaftler, der als der eigentliche Erfinder der „Antisense-Technik“ gilt. In der Liste seiner Veröffentlichungen gibt Rizk mehrere gemeinsame Aufsätze mit Eckstein in den Jahren 1967 bis 1969 an.

BEWOHNER/INNEN DES ÖKUMENISCHEN WOHNHEIMS IM SOSE 2002

Name	Herkunftsland	Studienfächer	Religionszugehörigkeit
1. Judith Lena Böttcher	Deutschland	Theologie	Evangelisch
2. Kyrellos Boutros	Ägypten	Ägyptologie	Koptisch-orthodox
3. Reingard Braun	Deutschland	Theologie / Anglistik / Pädagogik	Evangelisch
4. Daniela Celi	Peru	Studienkolleg (Medizin)	Röm.-kath.
5. Dušan Coufal	Tschechien	Theologie	Böhmische Brüder
6. Chul Chun	Südkorea	Theologie	Presbyterainisch
7. Barbara Everding	Deutschland	Medizin	Römisch-katholisch
8. Natalie Frey	Deutschland	Theologie	Evangelisch
9. Sonja Gerdes	Deutschland	Ethnologie / Psych. / Erziehungs.-W.	Evangelisch
10. G. Martin Haag	Deutschland	Medizin	Evangelisch
11. Claudia Hoffarth	Brasilien	Ethnologie / Politik	Römisch-katholisch
12. Nicholas Humphrey	Deutschland, GB	Theologie für Lehramt (Gym)	Evangelisch
13. Franziska Huth	Deutschland	Geschichte / Politik	Evangelisch
14. Sarjoun Karam	Libanon	Islamwissenschaften, Deutsch	Griechisch-orthodox
15. Ilona Kasparaviciute	Litauen	Germanistik / Romanistik	Römisch-katholisch
16. Simone Kiene	Deutschland	Sonderpädagogik (G/L)	Evangelisch
17. Ina Kowaltschuk	Deutschland, Russland	Theologie / Diakoniewissenschaften	Evangelisch

BEWOHNER/INNEN DES ÖKUMENISCHEN WOHNHEIMS IM WISE 2002/03

Name	Herkunftsland	Studienfächer	Religionszugehörigkeit
18. Raphael Ndong	Senegal	Computerlinguistik, Anglistik	Römisch-katholisch
19. Anna Rau	Deutschland	Übersetzen und Dolmetschen	Römisch-katholisch
20. Markus Saur	Deutschland	Theologie	Evangelisch
21 Lorenzo Scornaienchi	Italien	Theologie	Ev.-Waldenser
22. Stefan Seidel	Deutschland	Theologie	Ev.-lutherisch
23. Vahid Sharei	Iran	Medizin	Muslim
24. Tzu-Ching Tung	Taiwan	Geschichte	(Ohne)
25. Stephan von Twardowski	Deutschland	Theologie/ Erziehungs-Wiss.	Evangelisch

Name	Herkunftsland	Studienfächer	Religionszugehörigkeit
1. Johannes Becke	Deutschland	Politologie. / Romanistik	Evangelisch
2. Felix Blaser	Deutschland	Theologie	Evangelisch
3. Judith Lena Böttcher	Deutschland	Theologie	Evangelisch
4. Kyrellos Boutros	Ägypten	Ägyptologie	Koptisch-orthodox
5. Charlotte Eisenberg	Deutschland	Theologie	Evangelisch
6. Dorothea Gauland	Deutschland	Theologie	Evangelisch
7. Claudia Hoffarth	Brasilien	Ethnologie / Politik	Römisch-katholisch

Name	Herkunftsland	Studienfächer	Religionszugehörigkeit
8. Nicholas Humphrey	Deutschland, GB	Theologie für Lehramt (Gym)	Evangelisch
9. Jiri Just	Tschechien	Theologie	Herrnhuter Brüderunität
10. Sarjoun Karam	Libanon	Islamwissenschaften / Deutsch	Griechisch-orthodox
11. Iona Kasparaviciute	Litauen	Germanistik / Romanistik	Römisch-katholisch
12. Ilze Iézberē	Lettland	Theologie	Evangelisch-lutherisch
13. Simone Keine	Deutschland	Sonderpädagogik (G/L)	Evangelisch
14. Fabian Kliesch	Deutschland	Theologie / (Medizin)	Evangelisch
15. Ina Kowaltschuk	Deutschland, Russland	Theologie / Diakoniewissenschaften	Evangelisch
16. Georgios Markopoulos	Deutschl./Griechenland	Chemie	Griechisch-orthodox
17. Peter Martens	Kanada	Theologie / Klassische Philologie	Mennonitisch
18. Sandro Oelke	Deutschland	Physik / Biologie	Römisch-katholisch
19. Orsolya-Márta Pál	Rumänien	Theologie / Diakoniewissenschaften	Evangelisch-lutherisch
20. Verónica Picos Cárdenas	Mexiko	Medizin	Römisch-katholisch.
21. Constantin Prihoanca	Rumänien	Theologie	Rumänisch-orthodox
22. Ionela Prihoanca	Rumänien	Molekulare Biotechnologie	Rumänisch-orthodox
23. Lorenzo Scornaienchi	Italien	Theologie	Ev.-Waldenser
24. Stefan Seidel	Deutschland	Theologie	Evangelisch-lutherisch
25. Vahid Sharei	Iran	Medizin	Muslim

Hausabende im Ökumenischen Wohnheim

Sommersemester 2002

Die Hausabende finden jeden Dienstag im Gemeinschaftsraum des Ökumenischen Studentenwohnheims statt. Wir fangen um 19.00h mit einer Andacht an, gegen 19.30h essen wir gemeinsam zu Abend (das Essen wird von jeweils zwei der "Ökis" vorbereitet). Um 20.15h beginnt dann das inhaltliche Programm.

23.04.2002	Eröffnungskonvent
30.04.2002	Studierende diskutieren: Der Konflikt im Nahen Osten - die deutsche Perspektive
07.05.2002	Hilde Domin, Gedichte und Erzählungen aus einem bewegten Leben
14.05.2002	Dr. Henrik Jungaberle, Medizinische Fakultät: Gesundheitstraining mit Musik – eine Einführung in die Musiktherapie
21.05.2002	Chul Chun, Studierende über ihr Land: Südkorea
28.05.2002	Dr. Frieder hepp, Kurpfälzisches Museum: Heidelberger Stadtgeschichte mit Führung
04.06.2002	Prof. dr. Christoph Schwöbel, Diskussionsabend mit dem Ephorus: Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Ökumenischen Instituts und Wohnheims
11.06.2002	Dušan Coufal, Studierende über ihr Land: Tschechien
18.06.2002	Roland Süß, „attac“-Regionalgruppe Rhein-Neckar: „Eine andere Welt ist möglich!“
25.06.2002	Dr. Fernando Enns, Studienleiter: Wer sind die Mennoniten?
02.07.2002	Theresa Bauer (MdL), Bündnis 90/Die Grünen: Das Ende der Gewaltfreiheit als Preis für die Macht?
09.07.2002	Prof. dr. Claus R. Bartram, Medizinische Fakultät: Chancen und Gefahren in der gegenwärtigen Humangenetik
16.07.2002	Abschlusskonvent

außerdem:

- Eröffnungswochenende: 20.-21. April 2002
- Studienfahrt: 30. Mai - 02. Juni 2002 (Mecklenburg-Vorpommern)
- Abendandacht: jeden Donnerstag im Semester um 22:00 Uhr.
- Sommerfest: 12. Juli 2002 und Symposion des Freundeskreises: 13. Juli 2002

Hausabende im Ökumenischen Wohnheim

Wintersemester 2002/2003

Die Hausabende finden jeden Dienstag im Gemeinschaftsraum des Ökumenischen Wohnheims statt. Wir fangen um 19.00h mit einer Andacht an, gegen 19.30h essen wir gemeinsam zu Abend (das Essen wird von jeweils zwei der "Ökis" vorbereitet). Um 20.15h beginnt dann das inhaltliche Programm.

15.10.2002	Eröffnungskonvent
22.10.2002	Prof. Dr. E.C.John/Indien: Konflikt, Toleranz und Konvivenz - eine indische Perspektive
29.10.2002	Dr. med. Rolf Ludwig/Kinderheilkunde: Wie leben Kinder mit Krebs?
05.11.2002	Sarjoun Karam/Studierende über ihre Dissertation: Mystik im Islam
12.11.2002	Prof. Dr. Christoph Schwöbel/Diskussion mit dem Ephorus: Toleranz und Wahrheitsgewissheit
19.11.2002	Herr Gerlein/Hospiz Louise in Heidelberg: Was passiert eigentlich in einem Hospiz?
26.11.2002	Dr. Ulrich Seidel/Kirchliches Forschungsheim für ökologische Bildung: Haben Tiere Rechte?
03.12.2002	Studierende diskutieren: Quo vadis Europa? oder USA - Weltpolizei? (zu beschließen)
11.12.2002 (Mittwoch!)	Dr. Frieder Hepp/Kurpfälzisches Museum: Museumsführung zur Stadtgeschichte Heidelbergs
17.12.2002	Kiyoko und Paul Schneiss: Japanische Teezeremonie
07.01.2003	Angella Meinerzag, M.A./Institut für Ethnologie und Judith Böttcher/Studierende über ihr Land: Papua Neuguinea
14.01.2003	Prof. Dr. Peter Lampe/Theologische Fakultät: Die Entdeckung des antiken Pepouza als Stätte des „himmlischen Jerusalem“
21.01.2003	Exkursion: Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg: Führung mit anschließender Diskussion

28.01.2003	Prof. Dr. Hans-Peter Vosberg/Med. Molekulargenetik: Homosexualität - soziale und biologische Faktoren
04.02.2003	Ilona Kasparaviciute/Studierende über ihr Land: Litauen
11.02.2003	Abschlusskonvent

- Abendandacht: jeden Donnerstag im Semester um 22:00 Uhr
- Eröffnungswochenende: 12.-13. Oktober 2002 (Ausflug nach Freiburg)
- Adventsfeier: 13. Dezember 2002
- Kulturabend: Theaterbesuch im Nationaltheater Mannheim

Oikocredit – eine besondere Genossenschaft

Was macht Ihr Geld?

Immer mehr Menschen wollen Geld nicht einfach bei der Bank anlegen, die die höchsten Zinsen bietet, sondern fragen nach Möglichkeiten für sozial und ökologisch verantwortbare Kapitalanlagen. Wer bei Oikocredit Kapital anlegt, unterstützt Menschen in ihren Bestrebungen für eine zukunftsfähige Entwicklung. Genossenschaften in armen Gebieten der Welt bauen mit den Darlehen von Oikocredit ihre Unternehmen aus, schaffen Arbeitsplätze und verbessern ihre Lebensqualität.

Sie können verfolgen, was mit Ihrem Geld geschieht. Sie lernen mit einem Oikocredit-Anteilsschein viel über weltwirtschaftliche Zusammenhänge und über Geld- und Machtverteilung. Entwickeln Sie (sich) mit.

Hoffnung und Selbstachtung für benachteiligte Menschen

Armut bedeutet, daß Menschen vom Zugang zum Kapital ausgeschlossen sind. Oikocredit eröffnet ihnen den Zugang zu fairen Krediten: Krediten mit einer langen Laufzeit von 5 bis 10 Jahren und mit festen Zinssätzen, die niedriger sind, als die des lokalen Marktes. Die GeschäftspartnerInnen sind an der Ausarbeitung der Verträge beteiligt und können bei Bedarf die kostenlose Beratung der regionalen Oikocredit-Beauftragten in Anspruch nehmen. Zugang zu Kapital ermöglicht langfristiges Planen und eigenständiges Wirtschaften.

Wer steht hinter Oikocredit ?

Die Ökumenische Entwicklungsgenossenschaft Oikocredit (damals EDCS) wurde 1975 vom Ökumenischen Rat der Kirchen gegründet. Der Sitz ist in Amersfoort NL. Heute arbeitet Oikocredit weltweit mit **Geschäftspartnern in 65 Ländern** zusammen, von Argentinien bis Zaire über Indien und Rumänien.

Oikocredit ist genossenschaftlich strukturiert und versucht Macht und Verantwortung zwischen Nord und Süd zu teilen. Jedes Mitglied hat unabhängig von der Höhe des investierten Kapitals eine Stimme. Oikocredit ist rechtlich eine Kreditgenossenschaft niederländischen Rechts.

Wirtschaftlich praktiziert sie eine Gratwanderung zwischen fairer Starthilfe für kleine genossenschaftliche Wirtschaftspartner im armen Teil der Welt einerseits und Werterhaltung des Gläubiger-Kapitals andererseits.

Bis **2002** haben Einzelpersonen und Institutionen ca. **160 Mio EUR** in Oikocredit investiert. Sie erhalten eine jährliche Dividende von 2% auf ihre Anlage. Die Förderung von wirtschaftlicher und sozialer Gerechtigkeit, von ökologischem Wirtschaften und der Selbständigkeit von Frauen sind für sie wichtige Kriterien der Kapitalanlage. Eine Investition bei Oikocredit bedeutet für sie eine Anlage mit sozialem Gewinn.

Wer bei Oikocredit Geld anlegen will, erwirbt als Mitglied einer der regionalen Förderkreise in Deutschland Anteile zu je 200 EUR, die der Förderkreis treuhänderisch verwaltet und auf Wunsch jederzeit wieder zurückzahlt.

Wie hoch ist das Risiko?

Die PartnerInnen von Oikocredit sind mit großen Problemen konfrontiert, wie z.B. instabilen Rohstoffpreisen, Naturkatastrophen oder Währungsschwankungen. Dennoch arbeiten 90% von Ihnen erfolgreich und zahlen ihre Kredite zurück. Durch Rücklagenbildung kann Oikocredit die Verluste auffangen.

Sie können Informationen und Unterlagen im Internet anfordern unter:
www.oikocredit.org/de

oder schreiben Sie an:

Oikocredit Westdeutscher Förderkreis

Adenauerallee 37
53113 Bonn
Tel: 0228 / 9 25 97 39
Fax: 0228 / 9 25 97 40

- wo Sie auch die Adresse des **Förderkreises Ihrer Region** erfahren können.
Dieser Beitrag wurde angeregt von Beverly Olson-Dopffel

Personalien

Hans-Georg Becker, Bewohner des Ökumenikums von 1977 bis 1979, ist seit August 2001 Pfarrer der evangelischen Versöhnungsgemeinde in Worms-Neuhausen.

Uwe Gräbe, Bewohner des Ökumenikums von 1989-1991 und 1995-1997, wurde von der Landessynode der Ev.-luth. Kirche in Oldenburg in die 10. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gewählt.

Rolf Herrfahrt, Bewohner des Ökumenikums von 1962 bis 1964, ist seit 2002 Beauftragter für internationale Beziehungen des niedersächsischen Justizministeriums.

Stefan Heuser, Bewohner des Ökumenikums von 1996 bis 1998, hat am 19. Juli 2000 geheiratet. Seine Frau Christine arbeitet als Logopädin in Erlangen. Am 31.7.2002 wurde Stefan Heuser mit einer Arbeit unter dem Titel: "Würdig der Versöhnung. Eine theologische Wahrnehmung der Menschenwürde" an der Erlanger theologischen Fakultät promoviert. Ein doppelter Glückwunsch vom Freundeskreis!

Ibrahim Rizk, Bewohner des Ökumenikums von 1959 bis 1961, hat am 1. Dezember 2000 geheiratet und seit dem 28. August 2001 glücklicher Vater einer Tochter Daniela.

Eva Tögel, Bewohnerin des Ökumenikums von 1997 bis 1999, hat geheiratet. Sie heißt jetzt Eva Boes und ist nach Österreich verzogen. Wir gratulieren herzlich! Ihre neue Adresse findet sich im Mitgliederverzeichnis.

Alfried Wiczorek, Studienleiter des Ökumenikums von 1985 bis 1990, wurde vom Präsidium der deutschen Verbände für Altertumsforschung nach sechs Jahren als Vorstand und Geschäftsführer für weitere drei Jahre wiedergewählt.

In den Ruhestand gegangen sind:

Karl Borrmann
Artur Gerwinat
Christine Martinsohn
Francis Puel
Wolf-Rüdiger Schmidt
Gustav-Adolf Zulauf

Wir freuen uns, als neue Mitglieder begrüßen zu können:

Reingard Braun
Barbara Everding
Natalie Frey
Martin Haag
Steffen Hornung
Anna Rau
Dr. Tussilo Schmitt
Stephan von Twardowski